



# Die Eulen=Bücher

Band 8:

»Die Hellbergs«

# Die Eulen-Bücher

---

sind eine Sammlung schöner Literatur  
für Bildung und Geschmack

8. Band:  
»Die Hellbergs«



---

Eulen-Verlag in Werdau

# »Die Hellbergs«

---

Baltisch-Estländischer Familienroman  
von Hedda v. Schmid

8. Band  
der »Eulen=Bücher«

~~4-A~~

~~436-52~~



---

Eulen-Verlag in Werdau

Est-A



Alle Rechte, auch das der  
Uebersetzung vorbehalten.

Copr. 1920 by  
Eulen-Verlag in Werdau

---

## Erstes Kapitel

---

Die Hellbergs auf Udenholm hielten Familienrat.

Mitten auf dem Sofa saß Tante Lising Hellberg, die bereits seit ihrer „Jungmädchenzeit“ in den beiden Manjardenstuben des Udenholmer Herrenhauses wohnte. Mit der Zeit war die alte Dame ein bißchen merkwürdig geworden und ihre Schwägerin, die verwitwete Frau Adda von Hellberg, dachte heute auch nicht im entferntesten daran, in einer so wichtigen Sache, wie die, welche nunmehr spruchreif geworden war, die Meinung Tante Lisings einzuholen. Doch bei feierlichen Gelegenheiten in der Familie pflegte Tante Lising durch ihre passive Anwesenheit immerhin recht „stilvoll“ zu wirken, wie Hete, die zweite Tochter des Hauses, einigermassen respektlos behauptete.

Die Runde um den Kaffeetisch bestand aus der Hausfrau, ihren beiden Töchtern, der zwanzigjährigen Doralise und der achtzehnjährigen Hete, ferner aus Onkel Leopold, der ebenso wie Tante Lising seit Menschengedenken in Udenholm hauste.

Die Hellbergs auf Udenholm gehörten zu den alleingefessenen Familien in Estland und waren sehr wohlhabend. Das Familiengut, das sich seit vielen Generationen vom Vater auf den Sohn vererbt hatte, war zum Glück nicht Fideikommiß, so daß Doralise und Hete, die beiden dereinstigen Erbinnen des schönen Besitzes, unter die besten Partien der Provinz gerechnet werden konnten.

Frau von Hellberg erwog in ihren Gedanken schon häufig die wichtigste Frage, welcher von ihren zukünftigen Schwiegersöhnen wohl späterhin Udenholm übernehmen würde. Im Testament des verstorbenen Herrn Albrecht von Hellberg stand ausdrücklich vermerkt, daß derjenigen Tochter das Gut zugesprochen werden solle, die sich zuerst vermähle, und zwar einem Landwirt ihre Hand reichen würde. Für den Fall, daß beide Töchter unvermählt bleiben sollten, war

vorausgesehen, daß Udenholm in den Besitz der Hellbergschen Seitenlinie kommen sollte. Doralise und Hete erhielten dann je ein Vermögen als Abfindungssumme ausgezahlt.

„Die auf Refsküll (das war eine Seitenlinie) lauern schon lange darauf, Udenholm in ihre „Fänge“ zu bekommen,“ war bei Onkel Leopold Hellberg eine stehende Redensart. Er pflegte sich immer sehr unumwunden auszudrücken, und man hätte, wenn man ihn reden hörte, ohne ihn dabei zu sehen, viel eher einen derben, polternden Landjunker in ihm vermuten können, als das zierliche, dünne alte Männchen, das er in Wirklichkeit war. Zu seinem äußeren Menschen stimmte seine Lieblingsbeschäftigung; er stückte nämlich mit wahrer Leidenschaft. Auch heute nachmittag, während der Familienrat am Kaffeetisch saß, hielt Onkel Leo einen Kannevasstreifen in seinen spitzen, wohlgepflegten Singern und zog eifrig einen bunten Seidenfaden nach dem andern durch das graue Gewebe.

Tante Lising hatte ihr sonntägliches Schwarzseidenes angelegt, nachdem Hete vor ein paar Stunden zu ihr in die Mansarde hinaufgestürmt war mit der eiligen Meldung, daß es heute endlich eine Schlußberatung und Entscheidung in der „bewußten Angelegenheit“ geben würde.

„Und Mamsell hat Apfeltorte zum Kaffee gebacken,“ hatte sie gerufen, und war dann, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Wendeltreppe hinabgeeilt.

Nun saß Tante Lising steif und feierlich auf dem hartgepolsterten, schwarzen Ledertuchdivan, hatte ihre vierte Tasse Kaffee vor sich stehen und führte ihr Spitzentüchlein, das nach getrockneten Rosenblättern duftete, ab und zu erwartungsvoll hüstelnd an ihre welken Lippen. Ihre Blicke waren voll gespannter Aufmerksamkeit auf ihre Schwägerin gerichtet.

Frau Adda Hellbergs Gesichtsausdruck war heute nervöser denn je. „Es fällt mir namenlos schwer,“ begann sie, jedes Wort bedeutsam betonend, „mich aus der allgewohnten Umgebung loszureißen. Im Laufe der letzten zweiundzwanzig Jahre bin ich ja immer nur auf kurze Fristen von Udenholm fortgewesen. Euer seliger Vater,“ hier wandte sich Frau von Hellberg direkt an ihre Töchter, „liebte, wie Ihr wißt, keine längeren Reisen, keinen andauernden Stadtaufenthalt. Wie in den meisten Dingen, stimme ich auch hierin mit ihm

überein. Ich habe auch in Udenholm niemals die Landeinsamkeit, unter der doch viele seufzen, als etwas Drückendes empfunden — nein, dieses liebe alte Haus ist immer im schönsten Sinne des Wortes meine Welt gewesen, von der ich mich nun schweren Herzens losreiße.“

Frau von Hellbergs Stimme bebte leicht und Tante Eising führte ihr Spitzentäschentuch verstohlen an ihre feuchten Augen. Hete besaß kein rechtes Verständnis für diese Rührung, von der die drei alten Herrschaften ergriffen wurden, und Onkel Leopold, der einen grünen Seidenfaden einfädelt, machte ein durchaus feierliches Gesicht bei den Worten seiner Kusine. Hete aber rief:

„Ich weiß wirklich nicht, Mama, warum du so tust, als müßten wir allesamt in die Verbannung nach Sibirien. Haben wir denn nicht lange genug auf dem Lande geessen? Ich kenne das Stadtleben so gut wie gar nicht und ich bin so neugierig darauf. Doralise hat doch wenigstens in der Klinik in Reval gelegen, als sie am Blinddarm operiert wurde. Das hat sie also vor mir voraus. Ich aber bin noch die reine Landpomeranze.“

„Du bist in einem glücklichen Alter, mein Kind,“ erwiderte Frau von Hellberg sanft. „Du kannst es mir selbstverständlich nicht nachfühlen, was bei diesem Scheiden auf unbestimmte Zeit von der mir so vertrauten Umgebung alles durch mein Herz zieht. Und dann die ganze Hauswirtschaft hier.“

„Mach dir doch deswegen keine Sorgen, Mama,“ nahm Doralise das Wort und streichelte die Hand ihrer Mutter. „Mamsell ist so tüchtig und ist doch schon solange bei uns in Stellung.“

Tante Eising seufzte verstohlen. Sie schämte sich im stillen, daß sie nicht sagen konnte: „Du darfst dich getrost auf mich verlassen, liebe Adda, ich vertrete dich und sehe überall nach dem Rechten.“ Doch sie war von jeher mehr schöngeistig als wirtschaftlich veranlagt und führte in ihren beiden Mansardentuben, umgeben von altmodischen Büchern und verblaßten Jugendandenken, Photographien und Nipp-sachen ein ziemlich abgeschlossenes Dasein, das aber trotzdem mit den Interessen von Udenholm eng verknüpft war, denn die alte Baroneß kannte kaum etwas anderes als dieses geliebte Familiengut, auf dem sie geboren und gealtert war.

Auch ihr nicht unbeträchtlicher Vermögensanteil steckte in Udenholm. Die Zinsen wurden ihr pünktlich ausgezahlt, sie verbrauchte sie jedoch niemals und ließ „das viele überflüssige Geld“, wie sie sagte, durch den Rechtsanwalt der Familie in sicheren Papieren anlegen.

„Also,“ begann Frau von Hellberg mit matter, resignierter Stimme aufs neue, „wenn es denn durchaus sein muß —“

„Du selber bist doch zu allererst auf den Gedanken gekommen, Mamachen,“ schob die unverbesserliche Heta keck ein.

„Jawohl, und Mama hat sehr recht daran getan,“ ließ sich nun auch Onkel Leopold vernehmen. „Du, Hete, und deine Schwester, Ihr sollt doch nicht hier in diesem abgeschiedenen Winkel unserer Provinz versauern. Doralise könnte längst verlobt, wenn nicht gar schon verheiratet sein.“

„Ach, ich denke nicht daran.“ Doralise zuckte unmutig mit den Schultern.

„Du sprichst gerade so, lieber Leo, als hätte ich es nötig, meine Töchter auf den Heiratsmarkt zu führen,“ meinte Frau von Hellberg.

„Man muß das Kind doch beim rechten Namen nennen, liebe Kusine,“ erwiderte der alte Herr, kniff seine Augen zusammen und fädelte Rot ein, „wie sollen sich denn Freier für die beiden Marjellen finden, wenn Ihr Euch auf die Dauer hier auf dem Lande ein kapselt.“

„Onkel Leo, ich begreife dich wirklich nicht,“ sagte Doralise verlezt. Hete lachte nur vergnügt.

„In unserer nahen Nachbarschaft gibt es keine Freier,“ fuhr der alte Herr unbeirrt fort. „Lindenheide steht verödet da, Pierre Hellberg hat nun auch eine reiche Partie gemacht. Luß — na,“ Onkel Leo räusperte sich verlegen, er vergaß es immer wieder, daß man in Gegenwart von Frau Adda nicht von Luß, Pierres jüngerem Bruder, sprechen durfte, „na, also,“ schloß er schnell, „es gibt keine Epouseure für Euch hier herum, ich sagte es ja bereits.“

„Ich habe ganz andere Punkte bei der geplanten Übersiedlung in die Stadt ins Auge gefaßt,“ sprach Frau von Hellberg, ihr alter Vetter aber zählte die Stücke an seiner Stickerie und dachte: „Rede du nur, meine Liebe, wir wissen es besser, und du tust ja auch recht daran, wenn du die Mädels unter die Haube bringen willst. Udenholm braucht

einen Herrn, und der darf wahrhaftig nicht der erste beste sein."

Doralise machte sich mit dem gehäkelten Kaffeewärmer zu schaffen. Sie dachte daran, daß gerade an ihrem siebzehnten Geburtstage das große Zerwürfniß zwischen ihrem Vater und Vetter Luß — ein Hellberg von der entfernteren Linie — gekommen war. Die beiden Brüder, deren Vater mit dem verstorbenen Herrn Albrecht von Hellberg mehr befreundet als verwandt gewesen war, hatten in Udenholm von jeher Heimatsrechte genossen. Niemals zuvor hatte Doralise ihren sonst so gütigen Vater so aufgebracht reden gehört, als damals, wo Luß in das Arbeitszimmer des Gutsherrn befohlen worden war. Er war aus St. Petersburg gekommen und hatte sich, ohne jemand im Hause vorher zu begrüßen, sofort zu seinem Onkel begeben. Ahnungslos war Doralise an der Tür des Zimmers vorübergegangen, als Luß herausgekommen war. Ganz gelassen hatte er die Tür hinter sich zugelinkt, aber leichenblaß war er gewesen.

"Darf ich dir die Hand geben, Doralise?" hatte er gefragt, so im Vorübergehen — „zum Abschied."

"Aber Luß, wie siehst du denn aus, was ist denn geschehen?"

Beide Hände hatte sie ihm impulsiv entgegengestreckt. Sie liebte diesen jüngeren Vetter viel mehr als den immer so entsetzlich korrekten Pierre, den ihre Mutter eben um dieser Korrektheit wegen nicht genug rühmen konnte.

"Dein Vater hat mir die Tür gewiesen. Im Grunde hat er ja auch das Recht dazu, mich so zu behandeln." Luß lachte kurz und hart auf. „Adieu, Doralise!"

An diesen Abschied dachte Doralise eben, dann sagte sie sehr ruhig: „Ich habe keineswegs die Absicht, mich in Reval zu verloben, wie du anzunehmen scheinst, lieber Onkel Leo. Ich betrachte es als das wichtigste, daß Mama, deren Gesundheit doch so manches zu wünschen übrig läßt, dort in ständiger ärztlicher Behandlung sein wird, und daß hete Musik- und Literaturstunden nehmen kann."

"Aufrechtig gestanden, die Revaler Bälle sind mir lieber, als die Literaturstunden," bekannte hete lachend.

"Es ist bloß gut, daß du aus deinem Herzen keine Mördergrube machst, keinen Wissensdurst heuchelst, hete,"

sagte Onkel Leopold, dessen Liebling diese Nichte war. Doralise war ihm zu schwerblütig und nahm alles viel zu genau.

„Ich werde also Tante Leonie schreiben,“ setzte Frau von Hellberg die Beratung fort, „und sie bitten, sich für uns in Reval nach einer geeigneten Wohnung umzusehen. Auf dem Dom natürlich.“

„Von dort aus haben wir es auch nicht weit bis zur Schlittschuhbahn auf dem Patkulgraben,“ stimmte Hete vergnügt bei.

Es war selbstverständlich, daß Onkel Leo seine Kusine und ihre Tochter nach Reval begleitete. Er war der einzige in Udenholm, der Verbindungen mit der Außenwelt besaß. Er kannte aus früherer Zeit fast den ganzen Adel der Provinz.

\* \* \*

Die äußere Wirtschaft in Udenholm stand unter Günther Herstorffs Leitung. Seit seiner Knabenzeit war er auf Udenholm. Eine Kusine von Frau von Hellberg, eine Komtesse Lehn, hatte sehr gegen den Willen ihrer Verwandtschaft einen Bürgerlichen geheiratet. Aus dieser Ehe stammte Günther. Hans Herstoff hatte das kleine Gut Lindenheide in der Nachbarschaft von Udenholm gekauft; als er starb, kam das Gut unter den Hammer, nicht durch seine Schuld, denn er hatte redlich gearbeitet, doch der Boden war durch frühere unvernünftige Wirtschaft ausgesogen worden, und so schnell hatte er die Scholle nicht wieder hochbringen können. Sein letztes Geld hatte er hineingesteckt.

Dasselbe hitzige Fieber, das ihm den Tod gebracht, raffte ein paar Tage später auch seine Gattin dahin, und Günther, der Waisenjunge, kam als ein „armes Verwandtenkind“ nach Udenholm. Sein Onkel Albrecht, dieser charakterfeste Mann von makelloser Ehrenhaftigkeit nahm sich liebevoll seiner Erziehung an. Als Günther die Schule in Reval beendet hatte, erlernte er in Udenholm praktisch die Landwirtschaft, wurde alsdann Wirtschaftsgehilfe und bald die rechte Hand seines Pflegevaters. Nach dessen Tode war er zum Oberverwalter des Gutes aufgerückt. Wie jeder andere Wirtschaftsbeamte erhielt er Gehalt. Er wohnte im Inspektorhause, das unter dem Schatten hoher Rüstern am anderen Ende des großen Wirtschaftshofes stand. Eine alte

estnische Magd, die seine Kinderfrau gewesen war, führte ihm die Wirtschaft. Ab und zu speiste er Sonntags drüben im Herrenhause.

Während heute in der großen Wohnstube im Udenholmer Herrenhause der sogenannte Familienrat abgehalten wurde, ritt Günther Herstorff über die zum großen Teil abgeernteten Felder. Der Roggen wurde direkt vom Felde gedroschen. Weiterhin vernahm man das Surren der Lokomobile, die neben dem ungefügen Dreschkasten stand, eintönig klang es, wie der laute Ruf der Schnarrwachtel von den Wiesen, die in jedem Frühjahr von der Meeresflut überschwemmt wurden und auf denen nachher das schönste Futtergras wuchs.

In Günther Herstorffs Erscheinung lag Rasse. Er war hochgewachsen und hatte ein offenes, gut geschnittenes Gesicht. Wie er sich eben in den Steigbügeln hob und über das Feld, an dessen Grabenrande er langsam dahintrabte, ausspähte, nahm er sich sehr gut aus. Sein Blick hatte etwas von dem eines freien Falken. Er aß fremdes Brot, aber das kümmerte ihn nicht. Er fühlte sich trotzdem von jedem fremden Zwange frei. Er wußte, daß er, so jung er auch war, in seinem Fache schon jetzt mehr leistete als mancher andere, der bei der Landwirtschaft alt und grau geworden war.

Sein Blick hatte plötzlich Doralise erreicht, die langsam am Rande des Stoppelfeldes daherkam, wie es ihm schien, direkt auf ihn zustrebend. Günther war es durch Onkel Leo bekannt, daß man heute beim Kaffee endgültig die Übersiedlung nach Reval beschlossen hatte. Im Grunde war dieser feierliche Beschluß, das sagte er sich, doch ein bißchen Komödie von der Tante Adda, denn der Stadtaufenthalt war längst geplant und viele Male bereits zur Sprache gebracht worden.

Möchten sie doch nach Reval übersiedeln, ihm war es gleich. Es lag wohl auch zum Teil an ihm selber, daß er sich nach dem Tode des Onkels mit Tante Adda und seinen beiden Kusinen nicht sonderlich nahestand. In Tante Addas Augen war er überhaupt ein Plebejer, das wußte Günther und lächelte darüber. Ihm war die Tante von jeher nicht sonderlich sympathisch, während er in ihrem Gatten immer seinen zweiten Vater erblickt hatte. Aber der Tante Adda

war er nie näher getreten. Das kam auch daher, weil Frau von Hellberg zu jenen Frauen gehörte, die nur in Mann und Kindern aufzugehen pflegen, für fremde Kinder aber, auch wenn diese ihrer Obhut anvertraut sind, gar nichts oder doch nur sehr wenig übrig haben. Dazu kam noch ein besonderer Umstand, der Frau von Hellberg gegen diesen Neffen beeinflusste. Günther hatte hiervon natürlich keine Ahnung. In einer Stunde vertraulicher Aussprache mit seiner Frau hatte Herr von Hellberg geäußert, daß ihm Günther dereinst ein nicht unwillkommener Schwiegersohn sein würde, da ihm ein Sohn und Erbe versagt war. — —

Günther war acht Jahre älter als Doralise. Als die beiden Kusinen noch Kinder gewesen waren, hatte er oft mit ihnen gespielt, das heißt, er war eine Art von Patschel gewesen, hatte immer unweigerlich alles getan, was die beiden kleinen Dingelchen von ihm verlangt hatten: Früchte von den Bäumen geholt, Kähne geschminkt und Puppenwagen ausgebessert. Mit der Zeit aber, als aus den Mädeldchen junge Damen geworden waren, hatte sich ihre gegenseitige Stellung ganz verändert. Frau von Hellberg war unauffällig, aber trotzdem ängstlich und mit Erfolg bemüht gewesen, einen Grenzstrich zwischen ihren Töchtern, den brillanten Partien mit altadligem Namen und dem bürgerlichen Neffen=Inspektor zu ziehen.

Als der in solchen Dingen überaus feinfühlige Günther dies zum ersten Male bemerkte, hatte er sogleich den harmlosen brüderlichen Ton, den er bis dahin für die beiden Schwestern gehabt, in einen durchaus kühlen, konventionellen abgeändert.

„Was hat er denn nur eigentlich?“ fragte sich Doralise und ärgerte sich über seine betonte Förmlichkeit ihr gegenüber, aber sie war zu stolz, um den Vetter nach dem Grunde seines völlig veränderten Wesens zu fragen. Hete, die immer rasch mit allem bei der Hand war, ging jedoch ohne Umschweife auf ihr Ziel los.

„Was ist denn mit dir, Günther? Du reitest nicht mehr mit uns. Du kommst nie mehr nachmittags in den Garten zur Stachelbeerzeit, um mit uns zusammen direkt von den Sträuchern zu schmausen, du bist überhaupt so anders, Günther.“

Er hatte etwas von vieler Arbeit gemurmelt. Er konnte Hete doch nicht sagen: „Deine Mutter hat mich in ihrer nur andeutenden Weise, die aber trotzdem nicht mißzuverstehen ist, in meine Schranken als Untergebener gewiesen. Warum so plötzlich, das weiß ich nicht. Ich bin jedenfalls fortan in Udenholm nur besoldeter Beamter, weiter nichts, die Vetternschaft hat ein Ende.“

„Ach, er ist ein Perückenstock,“ dachte Hete schmallend; als sie sah, daß bei ihm mit Fragen nichts auszurichten war.

Immer offensichtlicher zog sich Günther vom Verkehr mit dem Herrenhause zurück. Er war die reine Einspannernatur. Fast jede Einladung, die aus der Nachbarschaft an ihn erging, schlug er aus, nur hie und da fuhr er auf eins der Nachbargüter zur Jagd. Viel lieber jedoch jagte er auf eigene Faust. Was das Ziel seines Strebens war, hatte er noch niemand verraten. Vielleicht ahnte es jedoch die alte Greta, die seiner armen Mutter die Augen zugedrückt hatte. Lindenheide, das kleine Gut, acht Kilometer von Udenholm entfernt, war von einem der Hauptgläubiger Hans Herstorffs angekauft worden.

Eigentlich hatte Herr Albrecht von Hellberg, der Udenholmsche, die Absicht gehabt, Lindenheide als Beigut seinem großen Besitz hinzuzufügen, doch seine Frau hatte dies in geschickter Weise zu vereiteln gewußt. Wenn Lindenheide gekauft worden wäre, so hätte sie darin die Bestätigung erblickt, daß ihr Gatte die Verbindung einer seiner Töchter mit Günther Herstorff im Ernst im Auge hatte. Und das mußte verhindert werden, sagte sich Frau Abda. Es kam von selber nicht zu diesem Gutskauf, denn bevor Herr von Hellberg seinen Plan hatte ausführen können, war er gestorben.

Nun befand sich Lindenheide in den Händen eines Großgrundbesitzers, der fast das ganze Jahr hindurch im Auslande lebte. Lindenheide war zu einer „Hoflage“ hinabgesunken, wo das Jungvieh vom Hauptgut sein Standquartier hatte. Das Wohnhaus begann allmählich zu verfallen. Das war das Ziel, das er sich in aller Heimlichkeit und doch am Erfolge so gut wie verzweifelnd gesteckt hatte. Er würde Günther versetzte dieser Anblick immer wieder einen Stich ins Herz. Lindenheide dereinst wieder an sich zu bringen, wahrscheinlich noch lange, lange Jahre hindurch für Fremde

arbeiten müssen, bevor er dazu kam, seine Füße unter seinen eigenen Tisch zu strecken. — — —

Günther hob sich ein wenig im Sattel und schaute nach der Richtung, aus der der salzige, frische Meerwind daherstrich. Dort lag sein Lindenheide. Er hatte mit stummem Gruß an Doralise vorbeireiten wollen, doch sie blieb stehen und rief ihn an.

Da setzte er über den breiten Graben, sprang vom Pferde und trat, die Hand an seinen Mützenschirm legend, auf seine Kusine zu. Seit er sich, wie Doralise und Hete immer sagten, „in so unfäßlicher Weise“ von ihnen zurückgezogen hatte, nahm sie, wenn sie ihn traf, immer eine hochmütige Miene an. So als wolle sie ihn durch ihre Kühle strafen.

„Verzeih, Günther, daß ich dich aufhalte,“ sagte sie herb. „Du hast es wohl auch eben, wie sonst immer, sehr eilig. Nicht wahr?“

„Allerdings,“ gab er gelassen zurück, „doch stehe ich, wenn's nicht lange dauert, gern zu deiner Verfügung.“

Ein Blick des Unmuts zuckte über Doralisens hübsches brünettes Gesicht.

„Man sieht dich ja kaum mehr, Günther,“ fuhr sie im gleichen, herben Tonfall fort. „Ich möchte eine Frage an dich richten — schon längst — nun freue ich mich, daß ich dich zufällig jetzt allein über das Feld reiten sah. Da stellte ich dich. Man wird deiner ja fast niemals mehr habhaft.“

Er zuckte mit den Achseln. Sie schritten nun nebeneinander am Grabenrande dahin, und Günthers Gaul folgte ihnen gehorsam.

„Die Herbstarbeit drängt,“ sagte Günther kurz, „jeder sonnige Tag muß jetzt doppelt ausgenutzt werden, um die Ernte trocken unter Dach zu schaffen.“

Eigentlich war kein Grund dazu vorhanden, aber Doralise fand, daß in Günthers Art etwas lag, das verlegend wirkte. Immer dieses Betonen seiner Arbeit, seines Zeitmangels. Sie wußte zwar genau, daß er nicht zu denen gehörte, die sich gern mit ihrer Tüchtigkeit und ihrer Tätigkeit in den Vordergrund schieben. Nein, dazu kannte sie ihn denn doch zu gut, solch einer war Günther Herstorff nicht. Aber es kränkte sie, daß er sich so von ihnen allen

zurückzog. Früher, als der Vater gelebt, war's doch anders damit gewesen, und auch damals hatte es in Udenholm für Günther viel Arbeit gegeben, sein Ohm hatte ihm nichts geschenkt in dieser Beziehung.

„Ja, ich weiß, ich weiß,“ versetzte Doralise, „das sagst du immer, du hast keine Zeit, ich muß es dir ja wohl glauben. Doch zu Papas Lebzeiten ließeſt du dich doch öfter bei uns oben sehen. Nun bist du niemals dort, und wenn man mit dir reden will, muß man auf einen günstigen Zufall warten.“

Günther erwiderte nichts. Was sollten all diese Vorwürfe, auf die er Doralise doch nicht erwidern konnte: Ich bin deiner Mutter ein Dorn im Auge, Gott weiß warum, und seitdem sie's mir zu verstehen gegeben hat, daß sie mich nicht gern im engen Familienkreise sieht, halte ich mich fern. Günther reckte seine Gestalt bei diesen Gedanken unwillkürlich höher empor. Er hatte nicht minder seinen Stolz und war sich außerdem dessen bewußt, daß er seiner Tante niemals einen ernstlichen Grund gegeben hatte, ihn so zu behandeln, wie sie es tat, und zwar so tat, daß er allein es merkte. In den Augen seiner Kusinen war er der Ungezogene, der Unbegreifliche. Als er schweigend neben Doralise im sinkenden Abend dahinschritt, warf sie ihren Kopf hochmütig zurück und meinte ein bißchen von oben herab:

„Ich merke, du willst nicht mit der Sprache heraus, Günther, mir aber liegt nichts ferner, als in dich zu dringen, um den Grund deines veränderten Benehmens uns gegenüber zu erforschen. Du mußt ja selber wissen, was du tust. Ich habe dich heute aufgesucht, um dich zu fragen, ob du Nachrichten von Luß hast. Ich weiß, daß du mit ihm korrespondierst. Solange Papa lebte, durfte Luß' Name nie mehr in seiner Gegenwart genannt werden. Hete und ich wissen nicht einmal genau, was der arme Luß eigentlich verbrochen hat. Etwas Ehrloses muß es gewesen sein, sonst hätte Papa, der doch die Güte selber war, ihn nicht aus unserer Familie verstoßen. Nun habe ich kürzlich unter den eingelaufenen Postsachen einen Brief an dich gesehen, dessen Adresse von Luß' Hand geschrieben war, und . . .“

Doralise stockte und wartete darauf, daß Günther ihr nun weiter helfen würde. Doch er schwieg hartnäckig und drehte einen Grashalm, den er im Gehen abgerissen hatte,

spielend zwischen seinen Fingern. Da fuhr Doralise schnell fort:

„Lutz ist mir seit meiner Kindheit der liebste von meinen Vettern Hellberg. Er tut mir so furchtbar leid, und ich kann's noch immer nicht glauben, daß er wirklich etwas getan haben sollte, was sich mit der Ehre unseres Namens nicht verträgt.“

„Ich wäre ebenfalls jederzeit bereit, für Lutz Hellberg meine Hand ins Feuer zu legen,“ versetzte Günther ruhig. „Er weiß, daß ich so denke, und ich bin deshalb der einzige, dem er hie und da eine Nachricht über sein Ergehen zukommen läßt. Und wenn dein Vater nicht leider so früh, viel zu früh für uns gestorben wäre, Doralise, so wäre er sicherlich doch noch einmal über Lutz anderer Meinung geworden. Es hätte sich ohne Zweifel auf die eine oder die andere Weise alles aufgeklärt. Ich glaube auch, daß Lutz nach Estland zurückkehren wird, wenn Gras über die Geschichte hier gewachsen ist. Näheres weiß ja niemand, und die andern schweigen.“

„Armer Lutz! Ich glaube ja auch bestimmt, daß irgendeine unglückliche Verkettung der Umstände bei der ganzen Sache mit im Spiele gewesen sein muß. Nun aber, bitte, erzähle mir, wie geht es Lutz? Was treibt er in Südrussland? Ich habe nämlich den Poststempel seines Briefes an dich studiert.“

„Lutz hat eine Oberinspektorstelle an der Wolga, auf der Herrschaft eines russischen Magnaten. Er hat ja die Landwirtschaft ebenso gründlich wie ich gelernt und ist nachher ja noch auf einer Musterwirtschaft Volontär gewesen. Das war noch ein Glück, daß er, als er von hier ging, von niemand abhängig zu sein brauchte.“

„Papa hat aber doch immer wie ein Vater an ihm gehandelt,“ schob Doralise ein.

„Gewiß. Und es war, das weiß ich, sein größter Schmerz, daß dein Vater ihn fallen ließ. Doch er findet sich überall im Leben schon zurecht. Er ist weder kopfhängerisch noch arbeitscheu noch irgendwie sentimental. Paß mal auf, er wird seinen Weg machen, jetzt vielleicht erst recht. Es freut mich, dir mitteilen zu können, Doralise, daß es deinem Vetter ausgezeichnet geht. Seit einem Jahre ist er übrigens verheiratet.“

Doralise blieb vor grenzenloser Überraschung stehen.

„Verheiratet?“ wiederholte sie, so als habe sie nicht recht gehört.

„Warum bist du so erstaunt darüber? In Rußland — ich meine, in jenen Gegenden Rußlands, wo man nicht so viel wägt und über alles und jedes redet wie hier in Estland, geht so etwas viel einfacher und schneller von statten. Alt genug ist Luß doch zum Heiraten, nur um ein Jahr jünger als ich, siebenundzwanzig.“

„Nein, aber so etwas — verheiratet — Luß Hellberg — und wir hier, seine nächsten Verwandten, wissen nichts davon.“

„Ich sehe keine Veranlassung für Luß, Euch seine Vermählungsanzeige zu senden. Ihr habt Euch doch alle von ihm losgesagt.“

„Ich nicht, Günther, bitte, mich schalte aus. Und hete denkt ebenso wie ich. Ich hab's wohl mit meinen eigenen Ohren gehört, wie Papa ihn einen Ehrvergessenen nannte. Ich ging durch den Korridor an Papas Arbeitszimmer vorüber. Aber ich glaube nicht, daß Luß ehrlos ist. Unbedacht, ein Draufgänger, das schon . . . Aber ein Hellberg kann niemals ehrlos werden. Onkel Leo hält auch viele Reden über jugendlichen Leichtsinns und so, wenn in Tante Lisings Manjarden von Luß gesprochen wird. Vor Mamas Ohren dürfen wir das niemals tun. Du weißt ja, wie herzleidend Mama ist. Ich bin davon überzeugt, daß Onkel Leo weiß, warum Papa sich von Luß lossagte, doch er darf nicht mit der Wahrheit heraussücken, weil er sein Wort gegeben hat, zu schweigen. Hete hat ihn schon so umschmeichelt, da hat er bloß gebrummt und sie ein naseweises Kücken genannt. Und Tante Lisings, das gute alte Tantchen, schwört auch auf Luß.“

Doralise und Günther waren bis zur Ebereschentallee gelangt, die von der Landstraße aus geradenwegs auf den Gutshof führte. Die Sonne war gesunken, der Horizont aber strahlte noch im flammenden Rot. Beim Roggendreschen machten die Leute Feierabend, die Lokomotive piff das Signal: Schluß! Günther hatte es eilig, um dort drüben, wo es schwarz wie ein Ameisenhaufen von Tagelöhnern wimmelte, nach dem Rechten zu sehen.

„Verzeih' Doralise,“ sagte er förmlich und hob seine Rechte wiederum an seinen Mützenrand, „aber meine Pflicht ruft mich.“ Er wandte sich nach seinem Rappen um und ergriff die Zügel, um schnell aufzusitzen.

„Bitte, noch einen Augenblick,“ hielt sie ihn auf, „du hast mir ja noch nicht einmal gesagt, wen Lutz geheiratet hat. Hoffentlich ist's doch eine aus unseren Kreisen.“

Günthers Miene wurde plötzlich schroff und abweisend, daß Doralise ihre Worte bereute.

„Was verstehst du unter Euren Kreisen,“ erwiderte er fast heftig. „Wenn Lutz auch ein einfaches russisches Bauernmädchen zu seiner Frau gemacht haben würde, wen ginge das außer ihm selber wohl an? Eure Kreise, sein Bruder Pierre an der Spitze, wollen ja nichts mehr von ihm wissen. Aber du kannst ruhig sein, Doralise, Lutz hat standesgemäß gewählt, seine Gattin ist die Tochter eines französischen altadligen Emigranten, eine Waise, ihr Vater war ebenfalls Beamter bei Lutz' Prinzipal. Nach dessen Tode, gleich nach seiner Ankunft am Ort seiner Wirksamkeit, hat Lutz sie kennen gelernt und sich auch sozusagen im Handumdrehen mit ihr verlobt. Nach der Amateurphotographie, die Lutz mir von seiner jungen Frau gesandt hat, muß sie sehr reizend sein. Doch du entschuldigst mich wohl jetzt, Doralise, meine Zeit ist wirklich um.“

Schon saß Günther im Sattel, grüßte noch einmal und war davon, bevor Doralise ihm Adieu sagen konnte.

Als Doralise quer über das Rasenrondell, auf dem sich die Halme schon gelb färbten, auf das Herrenhaus zuschritt, erblickte sie ihre Schwester, die auf der Freitreppe stand und die Enden ihres weißen Gazeschals, den sie leicht um ihre schlanken Schultern geschlungen hatte, wie zwei Flügel im leisen Abendwinde flattern ließ.

„Endlich kommst du!“ rief sie. „Wir warten schon mit dem Abendbrot auf dich, Mama sagt nichts, aber man merkt, daß sie über dein langes Ausbleiben ungehalten ist. Trina, die man dich suchen geschickt hatte, sagte, du wärst zu der Lokomobile gegangen, wo Günther das Dreschen überwacht. Hast du ihn nun endlich gesprochen?“

„Ja. Ich erzähle dir alles nachher.“

Doralise beeilte sich nicht übermäßig, ins Haus zu treten. Etwas wie Verträumtheit war plötzlich in ihr. Sie

umfaßte mit ihren Blicken den bereits in halbe Dämmerung gehüllten Hof mit seinen Boskettis und Baumgruppen, das Hühnerhäuschen, im Schweizer Stil erbaut, den großen Pferdestall hinter der hohen Lindenhecke, von dem nur das Dach zu erblicken war, und das alte liebe Udenholmer Herrenhaus selber. Und ihr war es, als nähme sie bereits heute Abschied von diesen Stätten ihrer Kinderspiele, ihrer ersten Jungmädchenzeit.

Sonderbar weh wurde ihr zu Sinn, als die ungeduldige Hete mit ihren Schalzipfeln in der Luft umherfuchtelnd wiederholte: „Aber, nein, Doralise, so mach doch ein bißchen schneller, du kriechst ja wie eine Schnecke heran. Onkel Leo trippelt auch schon von einem Fuß auf den anderen, ein Zeichen, daß er hungrig ist, und Mama liebt es doch nicht, sich an den Tisch zu setzen, bevor alle vollzählig versammelt sind.“

Doralise hatte die Vorahnung von etwas Kommendem, Unabwendbarem, Schicksalschwerem, das ihr liebes Udenholm betraf. Ihr war's, als müsse durch diese nur für eine Zeitlang geplante Übersiedlung in die Stadt hier für immer alles ganz, ganz anders werden.

\* \* \*

Es war lange her, seit Hete Hellberg zum letzten Male die Schwelle des Inspektorhauses überschritten hatte. Zu Lebzeiten ihres Vaters war's gewesen, später nicht mehr. Frau von Hellberg hatte es ihrer Tochter einfach untersagt. Sie kannte doch Hetes Art, überall „herumzuschnüffeln“, wie das junge Ding es ja selber bezeichnete.

„Es schickt sich nicht, Hete!“ hatte Frau von Hellberg gesagt. „Es sähe so aus, als machtest du Günther einen Besuch. Erstens ist er bloß dein Vetter dritten Grades und zweitens unser Inspektor. Als Papa noch lebte,“ fügte sie auf Hetes lebhaften Einwand hinzu, „war vieles anders.“

Genau genommen hatte Hete ja auch in der Inspektorwohnung nichts zu suchen, wenn sie nun in aller Stille ihrer Mutter den Gehorsam aufkündigte, so hatte das seinen besonderen Zweck.

Als Kind hatte Hete in den dunklen Ecken der großen Diele im Inspektorhause gern Verstecken gespielt. Sie war auch oft auf der einigermaßen halbsbrecherischen Leiter, die

zum Bodenraum führte, hinaufgeklettert und hatte plötzlich aus der Luke oben herausgeschaut, während ihre Schwester sie drunten zwischen den Springen und Spiräebüschen auf dem Hofe vergeblich gesucht hatte. Dann hatte sie in ihrer luftigen Höhe wie ein Kobold gelächelt. Bis heute hatte sie sich nicht versucht gefühlt, in bezug auf ihre Besuche im Inspektorhause dem Verbot ihrer Mutter zuwiderzuhandeln. Die alte Greta, Günthers „Hausdame“, wie Hete immer sagte, stand am Herd, als Hete um Günthers Mittagstunde in den dunklen Küchenflur des Inspektorhauses huschte. Hete stand nun plötzlich mitten in Gretas Küche und hob, so als wäre das hier ihr Amt, den Deckel von einem der Kochtöpfe, die auf dem vorsintflutlich großen Herde standen, der von einem riesigen Rauchfang überdacht war.

„Was kochst du denn heute deinem Herrn für ein Mittag, Greta? Aha, Erbsuppe mit Speck. Die mag ich auch gern. Und den Speck gibst du nachher mit Bouillontartoffeln. Ja, das schmeckt famos. Bei uns oben gibt es so etwas leider nie. Unsere Mamsell sagt: „Handwerkeressen“, wenn ich mal Erbsen mit Speck vorschlage. Mir ist's aber egal, ob Handwerkeressen oder nicht, wenn es mir nur gut schmeckt. Ist deine Suppe schon fertig, Greta, darf ich mal kosten?“

Greta hatte anfangs ein bitterböses Gesicht geschnitten, als das Fräulein Hete so mir nichts dir nichts hereingeschnit kam. Sie mochte die vom Herrenhause nun mal nicht leiden. Auf den seligen gnädigen Herrn hatte sie zwar große Stücke gehalten, der hatte viel zu früh sterben müssen — nach Gretas Ansicht starben alle guten Menschen ohne Ausnahme zu früh. Die gnädige Frau, die war seitdem nur noch hochmütiger geworden und die gnädigen Fräuleins würden mit der Zeit akkurat so werden, wie die gnädige Frau Mutter. Wie nun Heta so ganz zutraulich und unbefangen plötzlich in ihrer Küche stand und ihre Kochkunst lobte, wurde die Alte um einen Schein milder.

Als Günther gleich darauf müde und hungrig vom Felde kommend erschien, war Heta gerade dabei, eifrig zuzuhören, denn Greta, die ein für ihr Alter ausgezeichnetes Gedächtnis besaß, erzählte ihr einen ihrer Kinderstreiche.

„Siehst du, Greta,“ sagte sie vergnügt, „das hast du besser behalten als ich selber.“

„Gnädiges Fräuleinchen haben als Kind soviel Dummheiten gemacht, wie wollten gnädiges Fräuleinchen die wohl alle im Kopf behalten,“ meinte die Alte philosophisch.

„Na, die Kinderdummheiten, die sind nicht so schlimm, wenn man nur als erwachsener Mensch keine mehr macht,“ erwiderte Hete mit drolligem Ernst.

Als sie Günther erblickte, der ihre letzten Worte gehört hatte und der nicht wenig erstaunt war, sie in seiner Behausung anzutreffen, wurde sie doch ein bißchen unsicher und verlegen. Doch sie kam ja in Tante Lisings Auftrag.

„Bitte, Günther,“ sprach sie, ihm die Hand schüttelnd, „ich möchte dich mal sprechen.“

Er öffnete stumm die Tür zum anstoßenden Wohn- und Speisezimmer, hielt sie für Hete aufgesperrt und machte dabei eine halbe Verneigung. Um seine Lippen lag ein kleines sarkastisches Lächeln. Er war ja plötzlich eine bekehrte Persönlichkeit geworden: gestern Doralise, heute Hete, und alles, weil die dort droben im Herrenhause nun wußten, daß er mit Luz Hellberg in direkter Verbindung stand.

„Ich weiß nicht, was Mama immerzu an Günthers Manieren auszusehen findet,“ dachte Hete, „er ist doch sehr höflich.“

Das Gemach, in dem sie sich nun umsah, war außerordentlich einfach eingerichtet. Hete kannte ja jedes Stück der Einrichtung, aber es war ihr, als sähe sie das alles hier zum ersten Male. Als Günther ihr einen Stuhl herarrückte, setzte sie sich genau auf den Platz, den damals ihr Vater inne gehabt hatte.

„Ach ja,“ sagte sie und ein Schatten huschte über ihr junges, hübsches Gesicht, „weißt du noch, Günther, als Papa noch lebte! Damals war alles anders in Udenholm, viel schöner. Nicht wahr?“

Günther gab keine Antwort. Er stand Hete gegenüber an der andern Seite des altmodischen Tisches und wartete mit einer leisen Ungeduld darauf, daß sie nun den Zweck ihres Besuches bei ihm berühren würde, denn um von alten Zeiten mit ihm zu plaudern, deshalb allein war sie doch wahrlich nicht gekommen. Greta steckte ihren grauen Kopf zur Tür herein. Das bedeutete soviel wie die Frage: „Soll ich nun nicht endlich mal die Suppe auftragen?“

„Ach, Günther, verzeih, ich vergaß es ganz, du hast noch nicht gespeist.“

„Es hat Zeit.“

„Nein, nein, das sagst du bloß so aus Höflichkeit. Es hat keine Zeit. Ich weiß es doch, Papa liebte es nicht, auch nur eine Minute lang zu warten, wenn er zu Tisch vom Felde nach Hause kam. Tu' mir nun den Gefallen, Günther, nimm Platz und is'. Stört es dich am Ende, daß ich dabei sitze? Verzeih dann jedenfalls, daß ich mich zu solch einer ungelegenen Stunde hier zu dir hereingeschmuggelt habe. Aber Tante Lisping will durchaus das Bild von Luß' Frau sehen. Du erhältst es nachher natürlich zurück. Du darfst auch wirklich nicht glauben, daß es Neugierde bei uns ist, nein, Luß tut uns nämlich so leid.“

„Wer weiß,“ schob Günther mit einem leisen Lächeln ein, „vielleicht ist er sogar sehr zu beneiden.“

„Wir wünschen ihm jedenfalls das Allerbeste,“ erwiderte Hete mit Nachdruck. „Tante Lisping, Doralise und ich. Onkel Leo natürlich auch. Bloß Mama darf nichts vom Bilde erfahren. Sie kann es Luß ja noch immer nicht verzeihen, daß er Papa noch zuletzt so viel Ärger und Kummer bereitet hat. Also bitte, Günther, gib mir nun das Bild mit, ja?“

Ihm schwebten die Worte: es ist gewiß gar nicht in Luß' Sinn gehandelt, wenn ich es tue. Aber er tat es dennoch und überreichte es ihr ohne Vorbehalt, fast mit einem Lächeln, das wie Spott zu deuten war. Und da Hete fühlte, daß sie mit ihm heute nicht weiter ins Gespräch käme, so bezog sie sich auf die Anstandspflicht, beim Essen nicht weiter stören zu wollen und ließ ihn allein.

Als dann die alte Greta erschien, um abzuräumen, sah sie, daß der Herr Inspektor keinen Appetit gehabt zu haben schien. Die halbe Schüssel voll Speck war noch da. Na ja, wenn man sich beim Essen mit einem Besuch unterhalten muß, wie soll man da auch noch ordentlich satt werden. Wenn die vom Herrenhause sich mal herablassen, nach dem Vetter=Inspektor zu schauen, da müssen sie ihm ausgerechnet in die „Suppenschüssel fallen“. Die gnädigen Fräuleins wissen ja auch nicht, wie einem zu Mute ist, wenn man von Schlag sechs Uhr an bis Mittag, ohne sich Zeit zum Essen zu gönnen, beim Hafer=Schneiden dabeigestanden hat.

## Zweites Kapitel

Es regnete.

„Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter,“ deklamierte Onkel Leopold, der auch ein bißchen in der schönen Literatur beschlagen war, als man beim Frühstück, der „Henkersmahlzeit“, saß.

Es regnete in ganz feinen Schnüren nun bereits seit gestern nachmittag. Das herbstliche Bild hatte entschieden etwas sehr Trostloses, aber Frau von Hellberg und ihre Töchter konnten sich doch nur sehr schwer von ihm trennen. Das Viergespann harrte seit länger als einer Viertelstunde vor der Freitreppe. Um die ungeduldigen Tiere zu beruhigen, machte der Kutscher Jurri eine Runde um den Rasenplatz.

„Na, Mama,“ sagte Hete schließlich, „wenn wir den Zug nach Reval heute wirklich noch erreichen wollen, so müssen wir aufbrechen.“

„Sofort mein Kind, ich komme sofort. Geht Ihr nur voran und fangt an, Euch zu verabschieden.“

Frau von Hellberg eilte noch ein letztes Mal in das frühere Arbeitszimmer ihres Gatten, wo noch jedes Stück so stand und lag, wie es zu seinen Lebzeiten der Fall gewesen war. Einen Augenblick blieb sie am Fenster stehen und schaute in den verregneten Park hinab. Wenn sie wiederkam, dann würde sie vermutlich hier nicht mehr Herrin sein, Doralises oder Hetes Gatte würde alsdann hier regieren. Sie wußte ja, daß für sie und ihre Kinder mit dieser Übersiedlung nach Reval ein ganz neuer Lebensabschnitt beginnen würde, und sie hatte es selber so gewollt. Es war doch klar, daß die beiden jungen Mädchen, nun wo die Trauer um den Vater offiziell vorbei war, aus der Landeinsamkeit fort mußten. Hier liefen sie außerdem noch Gefahr, sich in Günther Herstorff zu verlieben.

Nun kam also das Schlußkapitel des Abschiednehmens. Für Hete und Doralise hatte es schon seit Wochen begonnen.

Immer hatte es geheißt: heute müssen wir hier Adieu sagen und morgen dort, bei Pastors, bei der Rostakobäuerin, die früher als Magd auf dem Gute gedient hatte und nachher Doralises Amme gewesen war, dann mußte man zur Schwedenschanze im Tannenwalde, ach, so unendlich viel Stätten gab es hier, von denen sich zu trennen es den beiden Schwestern doch sehr schwer fiel.

Tante Lising, im grauwollenen Seelenwärmer, stand auf der untersten Stufe der Freitreppe. Die Tränen liefen ihr die runzligen Wangen herab. Nun würde sie hier allein sein, ganz allein mit ihren Erinnerungen. Es war niemals davon die Rede gewesen, daß Tante Lising mit zur Stadt käme. Sie hätte auch um keinen Preis mitgewollt, sie wurzelte viel zu fest hier in Udenholm.

Hete und Doralise umarmten die alte Dame. „Sei nicht traurig, Tante Lising, wein' nicht! Wir schreiben dir alle Woche einmal, und Frau Pastor besucht dich oft, und Günther ist doch auch da. Aber wo steckt denn Günther? Ich habe ihm ja gar nicht Adieu gesagt.“

Hete rief es und lief, unbekümmert durch eine große Regenlache pantschend, um den Wagen herum. Dort, am Rande des Rasenplatzes, stand Günther neben dem „Kubjas“, dem Gutsaufseher, und hinter ihm die Knechte und Mägde. Er hatte seine alte, verschossene graugrüne Jagdjoppe an und seine Stiefel waren nichts weniger als salonsfähig. Absichtlich hatte er sich nicht neben Tante Lising auf die Freitreppe gestellt. Tante Adda hatte ihm ja in ihrer unmerklichen Art, die aber doch sehr fühlbar wurde, seinen Platz unter dem Hofgesinde angewiesen.

Hete ergriff herzlich seine Hand: „Laß dir's gut gehen, Günther!“

Frau von Hellberg beugte sich aus dem Wagen: „Nicht wahr, lieber Günther, alles Wirtschaftliche an Onkel Leopold. Durch ihn werde ich dann auf dem Laufenden erhalten.“

„Jawohl.“

Günthers Stimme klang fast schroff bei dieser kurzen Antwort. Tante Adda konnte ruhig sein, er lächelte innerlich über ihre Vorsicht. Er hätte sich's doch niemals einfallen lassen, irgendwie verwandtschaftlich an sie selber oder an

ihre Töchter zu schreiben. Nein, nur dienstliche Meldungen würden von seiner Seite erfolgen, nichts weiter.

„Fahr zu, Jürri,“ gebot die Gutsherrin und neigte sich nochmals nach rechts und links huldvollst grüßend, aus dem Wagenfenster.

Hier in Udenholm herrschten noch alte patriarchalische Zustände — der Geist des verstorbenen Gutsherrn, der seinen Bauern nur Gerechtes und Gütiges erwiesen hatte, lebte noch unter den Esten, die an andern Enden der Provinz sich bereits anders aufzuspielen begannen.

Die Udenholmer Füchse gingen in mäßig schnellem Trabe dahin. Als sie die kleine Brücke, bei der die Ebereschentallee ihr Ende erreichte, passiert hatten und durch das Dorf ein rascheres Tempo anschlügen, denn der alte Kutscher fürchtete nun auch allen Ernstes den Zug zu verpassen, schaute Hete mit umflorten Augen noch einmal so recht sehnsüchtig auf das ihren Blicken immer mehr entweichende Udenholm zurück.

Frau von Hellberg hielt hinter ihrem dichten grauen Gazeschleier die Augen geschlossen. Sie dachte daran, wie ihr Gatte sie vor 26 Jahren in das alte Stammhaus der Hellbergs geführt hatte. Ihre ersten Ehejahre waren verstrichen, ohne daß ihnen ein Kind geschenkt wurde — dann war Doralise anstatt des ersehnten Sohnes gekommen. Dann nochmals ein Hoffen und Erwarten — und Hete hatte sich eingestellt. Als zum dritten Male Aussicht darauf war, daß dem alten Stamm ein neues Reis erblühen sollte, war Frau von Hellberg von Anfang an ganz fest davon überzeugt gewesen, daß es ein Sohn sein würde. Eine verhängnisvolle Stunde hatte alle ihre Hoffnungen und auch auf spätere Zeit vernichtet. Ihr Gatte war nach Lindenheide gefahren. Er hatte sich mit Hans Herstorff, Günthers Vater, sehr freundschaftlich gestanden. Frau von Hellberg saß allein in ihrem Wohnzimmer und wartete auf seine Rückkehr. Da vernahm sie plötzlich ein hastiges erschrockenes Hinundherreden im Nebengemach. Von einer bangen Ahnung ergriffen, eilte sie hinaus: „Was gibt es?“ fragte sie den Bedienten.

„Ein Bote aus Lindenheide, gnädige Frau, der Herr ist —“

„Schnell, was ist geschehen?“ rief sie, als der Gefragte stockte.

„Der Herr ist tot.“

Als Frau von Hellberg aus ihrer tiefen Ohnmacht erwachte, erfuhr sie den wahren Sachverhalt. Der Diener, durch ihr hastiges Fragen verwirrt, hatte mit seiner ungeschickten Antwort das unselige Mißverständnis verschuldet. Günthers Vater war gestorben, just als Herr Albrecht von Hellberg aus Udenholm hinübergekommen war, um nach dem Kranken zu sehen. Frau von Hellberg erkrankte schwer, das Kind, das sie zu früh zur Welt brachte, war — ein Sohn.

Eigentlich datierte ihre Abneigung gegen alles, was mit Lindenheide zusammenhing, auch gegen Günther, bereits von jenem Zeitpunkte an. Sie war sich des Kleinlichen, das in diesem so ungerechten Empfinden lag, wohl bewußt, aber sie konnte doch nicht darüber hinweg. Sogar jetzt nach Jahren noch nicht, die alte Wunde brach immer wieder auf und blutete aufs neue. — —

Kurz vor Abgang des Zuges trafen die Reisenden auf der kleinen Haltestelle ein. Für Hete gab es einen wehmütigen Abschied von den Füchsen. Sie fütterte die Tiere mit Brot, das sie fürsorglich mitgenommen hatte, sie streichelte jedes Pferd einzeln, und trug dem alten Jürri tausend Grüße an Udenholm und alle seine Bewohner — auch die vierbeinigen — auf.

Dann saß man im Abteil Erster des Petersburger Zuges, der zwischen der Residenz an der Neva und dem kleinen Badeort Hapsal an der idyllisch schönen Ostseebucht, einmal täglich verkehrt. Der Schienenstrang führte durch Wald oder durch morastige öde Strecken, und die Lokomotive nahm sich Zeit.

Hete guckte aus dem Fenster und fand, wie sie den andern wiederholt versicherte, alles höchst interessant, obwohl eigentlich nichts Bemerkenswertes zu erblicken war. Hete aber war es, als läge seit dem Abschied von Jürri und den Füchsen das Land „Ewigkeiten weit“ hinter ihr. Hier die roten Plüschpolster im Abteil verrieten schon die Großstadt, der Zug ging ja auch direkt nach Petersburg.

Auf der nächsten Haltestelle kam ein neuer Fahrgast in das Abteil, das die Udenholmer bisher allein innegehabt hatten. Es war ein älterer sehr lebhafter und redseliger

herr, den Frau von Hellberg von früher her kannte, und den sie nun mit ihren Töchtern bekannt machte.

Onkel Leopold, der einzige, der während der trübseligen Wagenfahrt unentwegt vergnügt ausgesehen und auch fast allein die Kosten der Unterhaltung getragen hatte, duzte sich mit der halben Provinz Estland, also auch mit Baron Eberhard Göller, der es ganz charmant fand, daß Frau von Hellberg nun endlich ihre Töchter in die Revaler Gesellschaft einzuführen gedachte.

„In diesem Winter werden wir lauter neue Erscheinungen auf den Aktienbällen im März zu bewundern haben,“ plauderte er, „unter anderen auch Ihre Nichte, gnädige Frau, die Gattin Ihres Neffen Pierre. Das Paar ist noch in Terwast, ein prächtvolles Gut, eine Stunde Wagenfahrt von Reval. Pierre hat sich von seiner langen Hochzeitsreise allerhand Schönes und Kostbares an Kunstgegenständen mitgebracht. Terwast ist entzückend eingerichtet. Wissen Sie übrigens, gnädigste Frau, wen ich neulich, als ich in Geschäften in Petersburg war, dort ganz unvermutet getroffen habe? Ihren andern Neffen, Luß Hellberg. Er war sehr eilig, ich sprach ihn nur im Fluge, es ging ihm gut, sagte er mir. Wo lebt er denn eigentlich ständig, es ist mir entfallen, obwohl er es mir gesagt hat?“

„Wir stehen in gar keiner Beziehung mehr zu diesem Neffen meines verstorbenen Mannes,“ erwiderte Frau von Hellberg mit gemachter Gleichgültigkeit.

Onkel Leo hatte vergeblich versucht, sein Gegenüber, der sich selber so gern reden hörte, durch wiederholtes diskretes Räuspern und einen kleinen sanften Fußtritt darauf aufmerksam zu machen, daß es heißer Boden war, den er mit seiner Frage nach Luß beschritten hatte. Doch vergeblich — Baron Göller hörte immer nur halb hin, wenn andere etwas sagten, und war außerdem kurzsichtig, so waren ihm diese Warnungssignale vollkommen entgangen.

Bei Frau von Hellbergs auffallend kühler Antwort stutzte er jedoch. Richtig, nun fiel es ihm leider zu spät ein, daß es vor ein paar Jahren bei den Hellbergs auf Udenholm irgend etwas Unangenehmens mit Luß gegeben hatte. Baron Göller war jedoch nicht der Mann, der leicht in Verlegenheit geriet, er wechselte sofort geschickt das Thema, fragte, ob Frau von

Hellberg bereits in Reval eine Wohnung habe und wie die heurige Ernte in Udenholm ausgefallen sei?

„Sie hätten in Reval auf dem Dom gleich ein ganzes Haus gemietet,“ erzählte Frau von Hellberg. Sich in eine enge Stadtwohnung einzupferchen — das wäre denn doch über ihre Kräfte gegangen. Vom Dom aus aber hatte man den freien Blick über Hafen und Meer, da würde man das Land nicht so sehr vermissen. Auch die Umgebung Revals wäre so sehr städtisch geworden mit der fortschreitenden Zeit, so sehr viel Fabriken gäbe es da, meinte Frau von Hellberg.

„Weißt du, Mama,“ sagte Doralise, „Frau Pastor erzählte mir, als Hete und ich unsern Abschiedsbesuch bei Pastors machten, daß Harry vor ein paar Tagen eine feste Anstellung als erster Chemiker in der Meinzeschen Fabrik in Reval erhalten hat. Pastors waren natürlich überglücklich. In all der Heße beim Einpacken habe ich's ganz vergessen, dir diese Neuigkeit zu erzählen.“

Frau Hellberg machte deutlich eine Miene, daß es ihr ganz gleich sei, wo Harry Hegemeister, der einzige Sohn der Pastorsleute im Kirchspiel Udenholm, eine Anstellung erhalten habe. Sie sagte aber doch ziemlich liebenswürdig: „Das freut mich für Pastors.“

„Wir müssen Harry bald mal zu Mittag einladen,“ ließ Hete sich vernehmen, „ich habe ihn zu gern. Als Backfisch bin ich sogar ein paar Wochen lang in ihn verliebt gewesen, als er zu den großen Ferien bei seinen Eltern zu Hause war, und wir oft Krocket zusammen spielten.“

„Aber Hete,“ sagte Frau von Hellberg vorwurfsvoll. Baron Göller puzte flink seinen Kneifer und setzte ihn eiligst auf seine Adlernase. Diese Hete Hellberg mußte er sich genauer ansehen. Die war ja kostbar in ihrer naiven Aufrichtigkeit. Die würde ja auf den Bällen im feudalen Revaler Aktienklub, wo nur blaues Blut tanzte, Sensation machen, wenn sie so frisch von der Leber weg plaudern und ihre Backfischschwärmereien ihren Quadrillentänzern enthüllen würde. Und Baron Göller dachte beinahe ein bißchen neidisch: „Wenn meine Litta doch bloß so wäre, so wüchsig, so frisch und ungekünstelt.“ Mit Hete Hellberg würde er zu Hause seinen Damen auftrumpfen. Ohne Balltoiletten aus Petersburg ging es bei Litta nicht ab. Baron Göller seufzte, wenn er an die himmelhohen Rechnungen dachte. Das hier

würde aber auch in einem billigen Seiden- oder gar Waschfähdchen reizend wirken. Das war noch frische Jugend. Frau von Hellberg hatte wohl daran getan, ihre Töchter so lange auf dem Lande zu lassen, in die parfümierte Luft der Ballsäle kam dies junge Blut immer noch früh genug.

Es dunkelte bereits stark, als der Zug sich Reval näherte. Hete lehnte im Gange am offenen Fenster und blickte nach den aufblühenden Lichtern der Stadt. An Fabriken ging es vorüber, die hohen Schloten ragten fast gespenstisch in die neblige Abendluft empor. Welche von den Fabriken mochte wohl die Meinze & Co. sein? fragte sich Hete. Eigentlich war es famos, daß Harrn nun auch hier in Reval war, er hätte ebenso gut wie Luß im Innern des Reiches eine Stellung finden können.

Aber wie kam Luß jetzt von der Wolga nach Petersburg? Dort unten gab es doch auch noch mit der Ernte zu tun. Oder hatte er vielleicht seine Stellung aufgegeben?

„Das von Luß wollen wir Tante Lising schreiben. Sie soll es Günther sagen,“ flüsterte sie Doralise, die neben sie getreten war, zu. „Sieh mal,“ fuhr sie fort, „die vielen Lichter dort droben! Das ist der Dom. Tante Leonie wird uns natürlich erwarten. Ich bin so neugierig auf unsere Wohnung, und ich lechze nach einer Tasse Tee. Mama sieht auch schon ganz entgeistert aus vor Müdigkeit. Eigentlich ist solch eine lange Eisenbahnreise entsetzlich.“

Der Zug verlangsamte seine Fahrt, lief in die Bahnhofshalle ein und hielt mit einem letzten Fauchen vor dem Bahnsteig, auf dem es von Menschen wimmelte. Dort stand auch Leonie, eine ältere hagere Dame, und hinter ihr der alte Kustas, der Bediente aus Udenholm, der mit der Köchin und den beiden Hausmädchen vorausgesandt war.

Man verstaute sich und das sehr zahlreiche Handgepäck auf ein paar schmale Droschken, und fort ging es, nach Art der Revalschen Droschkenkutscher in scharfem Bogen um die Straßenecken und dann in halsbrecherischer Fahrt durch das uralte düstere Tor den sogenannten „langen Domberg“ hinan zu dem ältesten Teil der Stadt, wo der Uradel des Landes seine Familienhäuser besaß, wo es winklige Höfe gab mit alten Linden und herrlichen Ausblicken weithin in die Runde und wo das Schloß stand, das der Gouverneur bewohnte.

An diesem regnerischen Herbstabend konnte man droben auf dem Dom so gut wie nichts unterscheiden, man sah nur undeutlich graue Mauern und trüb brennende Laternen, deren Licht von weitem herzukommen schien, so sehr wurde es durch die milchige Luft verschleiert. Reval machte auf Hete und Doralise einen geradezu mittelalterlichen Eindruck.

Tante Leonie, Baronesse Grieben, die überall zu dominieren liebte und wie Onkel Leopold alle Welt in Reval und überhaupt in der ganzen Provinz kannte, hatte das Haus zu Ehren der Ankommenden festlich erleuchten lassen. Die beiden Hausmädchen, Julia und Trina, standen in weißen steifgestärkten Schürzen auf dem oberen Absatz der Wendeltreppe und begrüßten, vor Freude strahlend, ihre Herrschaft. Über der Entree tür prangte ein Kranz aus Strickbeerreikraut, darunter leuchteten in roten Buchstaben die Worte: „Willkommen in Reval!“ Im großen Speisezimmer summt auf dem festlich gedeckten Tisch der silberne Samowar. Wärme! Lichterglanz! wie wohl das tat nach der langen Fahrt!

„Hattet Ihr nette Reisegesellschaft auf der Bahn?“ erkundigte sich Tante Leonie, als man beim Tee saß.

„Ja, Baron Goller, Eberhard Goller, der Pichterwallische,“ erwiderte Onkel Leo. „Alt ist er geworden. Und wir waren doch zusammen in der Domschule in ein und derselben Klasse.“

„Nun, dann seid Ihr ja sozusagen in Reval angemeldet, wenn Ihr die Reise hierher mit dem Pichterwallischen zusammen gemacht habt,“ meinte Tante Leonie. „Goller geht noch heute, womöglich direkt von der Bahn, in den Aktienklub, um dort sein Glas Rotwein zu trinken, und erzählt es jedem, der es hören will: „Wissen Sie es auch schon? Die Udenholmschen sind angekommen, bleiben den Winter über hier, zwei neue Ballerscheinungen sind's und zwei gute Partien,“ fügte sie hinzu.

„Aber Tante Leonie,“ rief Doralise unmutig.

„Nun ja doch, bist du etwa keine gute Partie, mein Herzchen? Freue dich doch darüber, daß du eine bist.“ Und sie strich dem jungen Mädchen liebevoll über das dunkle Haar. Mit diesen beiden Nichten ließ sich schon in Gesellschaft Staat machen.

Ein paar Wagenladungen mit Hausrat, Wäsche usw. waren aus Udenholm eingetroffen. Das alte vornehme Haus auf dem Dom war durch den Tod seines früheren Besitzers, eines alten unbeweibten Herrn, lachenden Erben zugefallen, die ganz im Auslande lebten und froh waren, es preiswert vermieten zu können.

Für Hete und Doralise war ein hohes Gemäch eingerichtet worden. Im Begriff zu Bett zu gehen, eilte Hete an diesem ersten Abend in der Stadt schnell noch ans Fenster, schob den Vorhang beiseite und fragte in einem hilflosen Ton: „Wo liegt nun eigentlich Udenholm? Weißt du es, Doralise?“

Aber Doralise hatte keine Ahnung. Sie war schon halb im Einschlummern und fand ihre Schwester reichlich kindisch.

„Es ist doch einerlei,“ murmelte sie, „wenn man an einen Ort denkt, braucht man sich doch nicht so genau die Himmelsgegend, in der er liegt, zu vergegenwärtigen. Schlaf lieber, Hete.“

Hete jedoch hatte sich nun mal in die Richtung verbissen und lief zum andern Fenster. Überall starrte ihr das Dunkel der Regennacht entgegen. Dann, als ihr Auge sich an die Finsternis gewöhnt hatte, erblickte sie etwas gigantisch Aufregendes.

„Das ist der Turm des alten Domschlusses, in dem der Gouverneur wohnt. So, nun weiß ich, wo der Bahnhof liegt, und kann mir ungefähr die Richtung denken, die ich suche. Wie romantisch der Dom ist. Du, ich möchte mal einen Roman erleben. Weißt du übrigens, wer in meinen Augen der richtige Romanheld ist?“

„Nein,“ sagte Doralise, „ich bin so schläfrig, daß ich auch nichts mehr erraten kann.“

„Luß ist's, wenn der nicht mein Vetter wäre, so könnte ich mich in ihn verlieben. Aber Vetter und Kusine, das kommt mir immer so abgeschmackt vor, wenn ich mich verheirate, so muß es ein ganz, ganz Fremder sein.“

„Luß ist außerdem schon verheiratet,“ erwiderte Doralise trocken und zog ihre seidene Bettdecke über ihren Kopf, ein energisches Zeichen, daß sie nicht mehr antworten würde.

Hete aber dachte: „Ich kann noch lange nicht schlafen, das Neue hier verwirrt mich, das fremde Zimmer.“ Und dann mußte sie immer wieder an Udenholm denken. Nun

saß Tante Lising ganz vereinsamt droben in ihren Mansarden und Günther drunten in der Inspekturwohnung über seinen Wirtschaftsbüchern.

Die alte Greta hatte Hete erzählt, daß ihr „Jungherr“ des Abends oft noch stundenlang am Schreibtisch arbeite. Wo er doch so müde von seiner Tagesarbeit war. Auch die Bücher der Branntweinfüche führte er selber, und jede Rechnung prüfte er mit kleinlicher Genauigkeit nach. Sein Dackel Männer leistete dem Einsamen Gesellschaft, das heißt, er schlief auf dem alten Sofa. — Der arme Günther, eigentlich ist er so furchtbar allein, dachte Hete.

Aber er hatte ihr doch oft gesagt, daß er die Landeinsamkeit liebe und das Stadtleben nicht leiden könne. Damals hatte sie ihm immer lebhaft beigestimmt. Und nun hatte sie sich doch gern nach der Stadt verpflanzen lassen, war sogar selig gewesen, als die Mutter ihr und Doralise ihren Entschluß mitgeteilt hatte, den Winter in Reval zu verbringen. Aber wenn Mama und Onkel Leo sich am Ende dächten, daß sie sich hier verheiraten lassen würde, dann waren die beiden arg auf dem Holzwege.

Mit dieser geharnischten Überzeugung schlief Hete Hellberg ein und schlief traumlos bis zum Morgen.

\* \* \*

Das Sicheinleben in der neuen Umgebung fiel Frau von Hellberg und ihren Töchtern nicht so schwer, wie es ihnen in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft in Reval geschienen hatte. Es gab so viel zu tun, und es war so unterhaltend, vieles, was noch zur behaglichen Einrichtung fehlte, einzukaufen: Teppiche und allerhand niedliche Kleinigkeiten, welche die Wohnung noch gemütlicher machten, und vor allen Dingen — Garderobe. Hier war Onkel Leo Sachverständiger. Er besaß, was Damentoiiletten anbetraf, wirklich keinen schlechten Geschmack.

So begann das Leben der Frau von Hellberg und ihrer Töchter auf dem Revaler Dom in einer ungetrübten Weise. Hete nahm bereits fleißig Musik- und Literaturstunden — beides eigentlich nur ihrer Mutter zu Gefallen, denn sie selbst machte sich nicht viel daraus. In der ersten Zeit des Stadtaufenthaltes wurde auch häufig ein geschlossener Wagen gemietet, und man „fuhr Visiten“.

Hete meinte gelangweilt, daß es überall, wo man hinkam, daselbe war: den alten Damen küßte man die Hand und beantwortete dann immer die gleichen Fragen. „Wenigstens drei Duzend mal habe ich schon erklären müssen, wie alt ich sei, und wie es mir in Reval gefalle,“ rief sie nach solch einer Besuchsfahrt in komischer Verzweiflung. Anfangs erwiderte sie denn auch wahrheitsgetreu und unbefangen, daß es in der Stadt ja ganz nett wäre, aber draußen in Udenholm doch viel, viel schöner, besonders jetzt, wo der erste Schnee gefallen war, und wo man auf dem Lande im kleinen finnischen Schlitten spazieren fahren konnte. Die alten Damen sahen dann immer ein bißchen gekränkt aus, besonders diejenigen unter ihnen, die Reval fast nie verlassen hatten und für die dies die Welt bedeutete.

„Ich bitte dich, Hete,“ rügte Frau von Hellberg mit sanftem Vorwurf, „sag’ doch um Gotteswillen nicht immer: in Udenholm war es schöner. Man nimmt dir das hier in Reval übel. Es gibt viele Dinge, die man aus Taktgefühl verschweigen muß, ohne deshalb unwahr zu sein.“

Hete aber schmollte: „Wenn ich erst jedes Wort auf die Goldwage legen soll, dann sitze ich nächstens lieber stumm und stocksteif da.“

„Liebes Kind, die gesellschaftliche Liebenswürdigkeit, die man in der Stadt viel mehr nötig hat als auf dem Lande, wirst du dir hoffentlich mit der Zeit angewöhnen,“ meinte Frau von Hellberg so nachsichtig, wie sie es gegen ihre Jüngste immer zu sein pflegte.

Doralise dagegen gab ihrer Mutter keine Veranlassung zu ähnlichen Ermahnungen. Sie, die bisher doch auch nur das Landleben kannte, verstand es ganz ausgezeichnet, sich in die neuen Situationen hineinzufinden.

Vielleicht war dies eine Art von geistigem Hochmut bei ihr — jedenfalls eine Verschlossenheit, die von klein auf in ihrem Charakter lag. „Es brauchen nicht alle zu wissen, was ich fühle und denke,“ lautete einer ihrer Grundsätze. Dazu kam noch die Rücksichtnahme auf ihre Mutter, die ihres Herzleidens wegen weder Ärger noch sonst eine seelische Aufregung haben durfte. Doch sie litt in der Stadt ganz im stillen oft an Heimweh; sie kam über alle ernsthaften Dinge im Leben nicht so leicht und spielend hinweg wie ihre Schwester. Ihre Altersgenossinnen hier hatten ganz

andere Interessen als sie. Den meisten bedeutete die Natur in all ihrer wunderbaren Schönheit ein Buch, das mit sieben Siegeln verschlossen war.

„Was tut man bloß auf dem Lande, wenn es dort wochenlang regnet, und man weder Tennis spielen noch radeln kann?“ fragten die Städterinnen Doralise.

Doralise aber konnte weder Tennis spielen noch radelte sie. Frau von Hellberg hatte es nicht für standesgemäß befunden, seit die Tochter des Kantors in Udenholm sich ein Rad angeschafft hatte und die dänische Meierin auf einem der Güter im angrenzenden Kirchspiel ebenfalls Rad fuhr.

Dafür hatten die Schwestern Reiten gelernt. Ihr Vater hatte es ihnen beigebracht, und im Frühjahr sollten ihre Pferde aus Udenholm nach Reval in den Tattersall kommen. Doralise konnte es kaum erwarten. Sie freute sich schon auf das Gesicht, das Litta Göller, die immer ein bißchen gönnerhaft ihr gegenüber war, machen würde, wenn sie und Hete am Tennisplatz im Park von Katharinenthal, wo Litta ihre Triumphe feierte, vorüberreiten würden. Doralise wußte, daß sie brillant im Sattel aussah, und Reiten war doch ein viel vornehmerer Sport als Radeln.

In diesem Jahre war es in Estland überraschend früh Winter geworden. Anfang Dezember pflegte der Landadel zur Stadt zu kommen, um Weihnachtseinkäufe zu machen. Dann gab es Konzerte, Empfang beim Ritterschaftshauptmann, Diners bei den Spitzen der Gesellschaft und auch ein paar Bälle. Doralise und Hete waren eifrig mit dem Zusammenstellen ihrer Gesellschaftstoiletten beschäftigt.

Kurz vor ihrer Abreise aus Udenholm war eines Tages Tante Lising aus ihren Mansarden heruntergekommen mit einem Paket, das wunderbar schöne, echte Spitzen enthielt.

„Die Spitzen hier stammen noch von meiner Großmutter her,“ sagte das alte Fräulein, „teilt sie christlich unter Euch, Kinder. Ich glaube, dergleichen ist nun wiederum modern geworden. Nicht wahr?“

„So etwas Schönes und Kostbares wird niemals unmodern, Tante Lising,“ rief Hete entzückt, und Doralise sagte: „Aber willst du dich denn wirklich von diesen Schätzen trennen, Tante Lising?“

„Was sollte ich wohl jetzt mit ihnen beginnen, Kindern? Ich habe sie ja nicht einmal damals, als ich jung,

war, getragen; hier auf dem Lande hat sich mir niemals die Gelegenheit dazu geboten. Und nach meinem Tode würdet Ihr beide, du und Hete, sie doch bekommen."

"Die könnte eine Prinzessin tragen," begeisterte sich Hete, und Onkel Leopold erklärte sachverständig, die Kanten und Garnituren wären ein kleines Vermögen wert.

Frau von Hellberg hatte sich, als ihre Töchter für die Wintersaison ausgesteuert werden sollten, an die erste und teuerste Schneiderin der Stadt gewandt.

"Wir, Mama und ich, lassen immer nur in Petersburg arbeiten," hatte Litta Göller gesagt. "Die Modistin kommt dann auf einen Tag nach Pichterwall herüber, um Anprobe zu machen. Das geht ganz einfach."

Dabei war es in der ganzen Stadt längst kein Geheimnis mehr, daß die Pichterwall'schen Göllers vom Kapital zehrten. Das Gut warf viel zu wenig ab.

Unter den Spitzen, die auf Hetas Anteil gekommen waren, befand sich eine Kante, die vom jahrelangen Liegen ein bißchen stark vergilbt war. Sie sollte auf einem blaßrosa Seidenkleid prangen, das Hete auf einem Diner mit nachfolgendem Ball, zu dem Pierre Hellberg und seine junge Gattin geladen hatten, anziehen wollte.

"Die Spitzen müssen unbedingt gereinigt werden," entschied die Schneiderin, und empfahl Hete eine Spitzenwäscherin, der man auch die kostbarsten Sachen ruhig anvertrauen konnte. "Sie ist keine hiesige, diese Frau Lanz, sondern eine deutsche Kolonistin von der Wolga. Seit ihr Mann tot ist, ernährt sie sich durch Spitzenwäschen und sie versteht sich darauf, die feinsten und zartesten Spitzengewebe zu behandeln. Der ganze Adel gehört zu ihrer Kundschaft, gnädiges Fräulein können der Frau getrost die schönen alten Spitzen anvertrauen."

Frau von Hellberg sah es nicht gern, wenn eine ihrer Töchter ganz allein in die Stadt ging. Sie sagte immer „die Stadt“, wenn ein anderes Stadtviertel außer dem Dom in Frage kam. Der Dom war ja auch wie ein Städtchen für sich und so vornehm und abgeschlossen mit seinen jahrhundertalten Häusern.

Kustas, der alte Diener, mußte Hete auf ihrem Gange zu Frau Lanz in die Mauerstraße begleiten.

Frau Lanz wohnte in einem Hause mit stockdunklem Flur. Aber ihre Stuben waren hell und freundlich, sie lagen im zweiten Stock und aus den Fenstern konnte man über die Stadtmauer hinwegsehen. Es roch nach frischgebügelter Wäsche im saubern Raum. An Kleiderständern hingen zarte Spitzenblusen, Spitzenballkleider und seidene duftige Schals. Auf dem großen Tische in der Mitte des Zimmers lagen ganze Stöße von feinen Taschentüchern, und Spitzenjabots waren auf Seidenpapier ausgebreitet. Wie in einem Laden sah es hier aus. Alle diese Sachen, die darauf warteten, von ihren Eigentümern abgeholt zu werden, ließen auf eine große Kundschaft der Frau Lanz schließen. Diese selbst hatte hete die Tür geöffnet. Sie war eine ältliche Frau mit einer Brille und trug eine riesige weiße Schürze. Sie sah erhitzt aus und trocknete sich noch schleunigst die Hände an ihrer Schürze ab.

„Entschuldigen gnädiges Fräulein einen Augenblick, sofort stehe ich zu Diensten. Bitte, wollen Sie Platz nehmen.“

Der an der Tür stehende Kustas in seinem Pelz mit den Wappenknöpfen verriet der Frau sofort, daß sie es auch hier mit einer vornehmen Kundschaft zu tun hatte.

Plötzlich erscholl aus der Nebenstube ein ohrenzerreißendes Kindergeschrei, das dann aber gleich darauf verstummte. Und dann erschien Frau Lanz wieder.

„Verzeihen gnädiges Fräulein gütigst, daß ich habe warten lassen, aber die Milch auf der Spirituslampe war am Überkochen, und das arme kleine Kind schrie vor Ungeduld und Hunger. Ich mußte ihm noch schnell die Flasche geben.“

„Ihr Großkindchen?“ fragte hete freundlich, die kleine Kinder schrecklich gern hatte.

„Nein, der liebe Gott hat mir nie einen Kindersegen gegeben. Ich mag aber die kleinen Bälger gern und habe jetzt ein kleines Kind in Pflege bei mir, das heißt, den kleinen Jungen und seine Pflegerin, eine Verwandte von mir. Also diese Spitze wünschen gnädiges Fräulein gereinigt zu haben? Schön! Gnädiges Fräulein können unbesorgt sein, die Kante wird wie neu. Ich verstehe mich darauf. Und dann zum übernächsten Samstag. O, da ist ja noch viel Zeit. Und wohin darf ich die Spitze senden?“

Hete nannte ihre Adresse. Es entging ihr, daß Frau Lanz stutzte, als sie den Namen Hellberg vernahm.

„Ich werde die Spitze abholen lassen, Frau Lanz. Also am Samstag über eine Woche. Hören Sie doch nur, Ihr kleiner Pensionär schreit schon wieder.“

„Ach, du lieber Gott, ja, das ist ein Elend!“ Frau Lanz begleitete Hete bis zur Tür. „Meine Verwandte, die Pflegerin des Kindes, ist krank, liegt ganz danieder, und ich verstehe es doch gar nicht so, mit kleinen Kindern umzugehen. Da habe ich die Milch wohl wieder einmal zu stark angewärmt. Schönen Dank, gnädiges Fräulein, die Spitze wird pünktlich fertig sein.“

„Du, Kustas,“ sagte Hete, als sie und der alte Diener auf die Straße traten, „ich glaube, wir bekommen nun endlich ordentlich starken Frost und Eisbahn. Wird das fein sein!“

Kustas hatte Hete als kleines Kind auf seinen Armen getragen, mit ihm plauderte sie gern, wenn es die Mama nicht bemerkte, denn die liebte keinerlei Vertraulichkeiten mit Dienstboten, auch wenn diese im Dienst des Hauses ergraut waren.

„Eigentlich ist es doch blödsinnig, daß man sich, wo man es zu Hause so gut hätte haben können, hierher begeben hat,“ dachte Hete, als sie den endlos langen Domberg emporstieg.

Während ihrer Abwesenheit waren ihr Vetter Pierre und seine junge Frau zur Visite dagewesen, und hatten ihre schriftliche Einladung zu dem bevorstehenden Jagdfest mit nachfolgendem Diner und Ball in Terwaß noch mündlich wiederholt. Das junge Paar war von seinem schönen Landsitz noch nicht für den Winter in die Stadt übergesiedelt. Pierre wollte noch bei sich draußen jagen. Ein ehemaliger Schulkamerad von ihm aus dem Petersburger Alexander-Inzeum, der Fürst von San Dorento, hatte sich bei ihm zur Jagd angesagt.

Frau Signe Hellberg war eine geborene von Zölling, junger Adel, ihre Mutter aber war eine russische Gräfin gewesen. Frau Signe war bei ihren reichen Verwandten in Petersburg, den Arsonoffs, erzogen worden. Dort hatte Pierre sie kennen gelernt. Ihre beiden Eltern waren früh

gestorben und hatten ihr ein enormes Vermögen hinterlassen.

Pierre hatte schon als Student viel bei den Arsonoffs verkehrt. Sein Bruder Luz dagegen war nur sehr selten in der Residenz gewesen und hatte seine Schwägerin nur ein einziges Mal flüchtig gesehen. Pierre war eigentlich für die diplomatische Laufbahn bestimmt gewesen, nun herrschte er auf dem Besitze der Zöllings.

In Terwaß wurde, wie auf den meisten großen deutsch-russischen Landsitzen, Gastfreundschaft im großen Stil geübt, die Einladung von Pierre Hellberg und seiner Frau an sämtlichen Verwandten, die in der Nähe wohnten, hatte gleich auf ein paar Tage gelautet. Hete wußte nicht recht, ob sie sich mehr auf ihr rosaseidenes Kleid oder darauf freute, wieder einmal frische Landluft einatmen zu können, im Schlitten durch den Winterwald fahren zu dürfen — Schneebälle zu machen. — —

„Sie ist doch noch ganz und gar ein Kind,“ dachte Frau von Hellberg, als hete sich das Schneeballwerfen so recht ausmalte. Dann meinte sie auf hetes Bedauern, die neue Kusine verfehlt zu haben: „Signe ist wie ein Bild so hübsch.“

„Ja, und auch ebenso stumm,“ äußerte Onkel Leopold. „Sie sieht immerzu aus, als wollte sie fragen: darf ich nun meinen Mund aufstun, eigentlich fürchte ich mich davor. Und vor Pierre scheint sie einen heillosen Schreck zu haben.“

Frau von Hellberg brach das Gespräch ab. Pierres Ehe ging niemand etwas an. Auf Pierre konnten die Hellbergs doch wahrlich stolz sein. Welch eine bevorzugte Stellung hatte der sich im Handumdrehen errungen. Wenn man dagegen an Luz dachte! — —

---

### Drittes Kapitel

---

In der Estländer Landwies um Udenholm herum lag der Schnee.

Günther hatte im Udenholmer Walde, an der Grenze von Lindenheide, bei den Holzfällern zu tun gehabt und machte nun nach erledigter Pflicht, was er mit einem halb freudigen, halb wehmütigen Empfinden öfters tat, einen kleinen Abstecher auf den früheren Besitz seiner Eltern.

Die Hofleute dort — zum Teil waren es noch die, welche bei seinem Vater in Dienst gewesen waren, erblickten in dem jungen Udenholmer Inspektor halb und halb immer „ihren jungen Herrn“ und kamen ihm, wenn er sich dort zeigte, beflissen entgegen. Sie kannten und respektierten auch seine Angewohnheit, durch den arg verwilderten Garten zu schreiten, um dann die verwitterten Steinstufen, die zu der Glastür führten, emporzusteigen und den ehemaligen Saal zu betreten. In diesem großen niederen Saal war er getauft worden, hier hatten seine Eltern in ihren Särgen aufgebahrt gelegen, und ein paar Bauernwirte aus dem Lindenheideschen Dorfe hatten in der bei solchen Anlässen feierlichen, gesammelten Art der Esten die Totenwacht gehalten.

Jedesmal, wenn Günther diesen Saal betrat, sah er dieses Bild deutlich wieder vor seinem inneren Auge, und jedesmal tat er deutlich das Gelübde, nicht zu ruhen, bis er Lindenheide zu seinem Eigentum gemacht. Und wenn er wieder mal auf den Fliesstufen der alten Gartentreppe gesessen oder in dem Saal gestanden hatte, dann war es ihm, als wüchse ihm ein neuer Mut, als erstünde ihm neue Tatkraft.

Heute bot der Saal einen ganz besonders trostlosen Anblick; es hatte hereingeschneit und der Schnee war geschmolzen und hatte Überschwemmung verursacht.

„Wir müssen wohl das Dach notwendig zusammenfließen,“ meinte der Gutsverwalter, ein bedächtiger, grauhaariger

Erste mit einem Schnauzbart, wie ihn die Fischer dort tragen, „aber der Herr Oberinspektor hat uns wissen lassen, daß Lindenheide nun ganz bestimmt verkauft werden soll. Da lohnt es sich für uns hier nicht mehr, diese Arbeit vorzunehmen, der neue Besitzer hier kann auch ein neues Dach auflegen lassen.“

Günther war bei diesen Worten zu Sinn, als habe er einen Faustschlag vor die Stirn erhalten. Seine Hoffnung war stets gewesen, daß es mit Lindenheide noch jahrelang so weitergehen würde, wie es bisher der Fall gewesen. Der jetzige Eigentümer des Gutes lebte fast unausgesetzt in Paris und hatte gar kein Interesse an diesem seinem Besitz, liebte aber auch keine Neuerungen. Nun mußte er aber plötzlich seine Meinung geändert haben.

Wer mochte der Käufer sein?

Plötzlich fiel es Günther wie Schuppen von den Augen. Wer denn anders als seine Tante Adda von Hellberg würde das Gut kaufen. Ihr Rechtsanwalt hatte ihr es vermutlich verlockend vorgestellt, ein Vorwerk für Udenholm zu erwerben.

Nun war Lindenheide für ihn, Günther Herstorff, unwiederbringlich verloren. Wenn das kleine, aber ertragsfähige Gut einmal dem großen Udenholm angegliedert war, so würde sein Besitzer ganz gewiß nicht so töricht sein, es wiederum aus seiner Hand zu geben. Die Saat hier hatte in getreulicher Arbeit Hans Herstorff, Günthers Vater, bestellt in der Hoffnung, daß sein Sohn dereinst eine schöne Ernte haben würde. Nun aber würden fremde hier das Erntefest halten.

In tiefe, schwere Gedanken versunken, nahm Günther Abschied von der Stätte, zu der es ihn immer und immer wieder hinzog. Er schritt langsam durch den verschneiten Garten, in dem, das merkte man sogar im Winter, alles in üppiger Wildheit durcheinander wucherte, weil die Umsicht und vor allem die Schere eines berufsmäßigen Gärtners fehlte. Er schritt zum Stall, wo sein kleiner Einspannerschlitten seiner harrte. Einen „Kelf“ nannte man in Estland solche federleichten Schlitten, in dem knapp zwei Personen nebeneinander Platz fanden. Er fuhr schnell vom Hof und ließ auf der freien Fläche dem Rappen die Zügel.

Seinen Pelztragen hochgeschlagen, saß er da und blickte

weder nach rechts noch nach links. Noch nie zuvor war er sich so vereinsamt in seinem Leben vorgekommen, wie an diesem Nachmittag, der leise in den langen nordischen Winterabend überzugehen begann. Stille herrschte ringsum. Die Landschaft war fast unbelebt, nur ein paar Krähen saßen auf einem Winterkornfelde und suchten dort nach schneefreien Stellen.

Doch für Günther Herstorff hatte dieses einförmige, ihm so unendlich vertraute Winterbild etwas unsagbar Tröstliches. Ihm zur Linken ging die See in breiten grauen Wellen. Dort war Leben und unter der weißen Schneedecke verborgen träumte das Leben in der Natur seinem Erwachen entgegen, und Günther Herstorff wäre wohl der letzte gewesen, der aus Sentimentalität die Flinte ins Korn geworfen hätte. War Lindenheide für ihn auf immerdar verloren, nun, dann hieß es für ihn aus der Gegend fortziehen. War Luß Hellberg, sein alter, ehemaliger Spielfamerad, nicht auch auf fremdem Boden seßhaft geworden? Man mußte die Zähne zusammenbeißen und seinen Weg machen nach bestem Können und mit gutem Gewissen.

Der Rappe fand den Nachhauseweg von selbst, Günther fuhr aus seinem Sinnen auf, als der Schlitten in den Gutshof von Udenholm einbog und das Fuhrwerk des alten Kirchspielspostboten überholte, der zweimal wöchentlich in Udenholm einkehrte und in seiner großen, schwarzen Ledertasche Kunde aus der fernen Welt draußen brachte.

Onkel Leopold hatte Günther ein paarmal geschrieben, hatte kurz von dem bunten Leben, das man nun in der Stadt führte, berichtet. Günther hatte diesen Abschnitt des Schreibens stirnrunzelnd gelesen. Dafür besaß er kein Interesse. Ein paar Zeilen waren einmal an den Rand des Briefes gekritzelt gewesen: Herzlichen Gruß, und wie geht es Greta und Männe?

Günther hatte für diesen Gruß seiner Kusine nicht einmal gedankt. Er war doch nur für seine ihm obliegenden Pflichten als Wirtschaftsbeamter da, hatte dafür zu sorgen, daß alle vierzehn Tage einmal ein Souragetransport: Butter, Eier, Geflügel und dergleichen mehr, nach Reval abging. Weiter hatte er gegenwärtig mit den Verwandten dort nichts zu schaffen. Es bereitete ihm stets eine zornige Genugtuung, wenn er sich diesen Umstand so recht eindringlich wiederholte.

Vor der Thür des Inspektorhauses, unter den fahlen Rüstern, tobte Männe dem Ankommenden entgegen, und gebärdete sich so ungestüm vor Freude, als habe er seinen Herrn ein halbes Dutzendalter nicht erblickt.

Drinne in der Eßstube war die Hängelampe über dem runden Tisch bereits angesteckt. Aus der Küche ertönte das Schnurren von Gretas Spinnrad, und in der Ofenröhre stand ein Topf mit warmem Kaffee. Günther brauchte ihn sich bloß herauszulangen.

„Eigentlich habe ich es doch ganz behaglich,“ dachte er, und der Zauber dieser kleinen, rührend bescheidenen Häuslichkeit, die der Einsame in seiner Stube empfand, legte sich wie Balsam auf seine wunde Seele. Nein, nein, er war nicht sentimental. Fort mit den unnützen Träumen! Man mußte sich damit abfinden, wenn sich etwas im Leben nicht erzwingen ließ.

Die alte Greta hatte ihren Herrn kommen gehört und sorgte nun, in ihren Filzpantoffeln hin- und herschlurend, dafür, daß er seinen heißen Kaffee bekam. Und dann erschien der Postbote, der lahme Tönnis, der die Schusterei nur so im Nebenamt betrieb, weil er sich, seit er die Post von der Eisenbahnstation für das Kirchspiel abholte, als etwas Besseres dünkte.

Günther schob alle übrigen Korrespondenzen, Zeitungen, Briefe mit Firmenstempeln usw. beiseite und öffnete zu allererst ein Schreiben, das einen ausländischen Poststempel trug. Er las und schüttelte mit dem Kopf, und überlas die eine und die andere Stelle des Briefes wiederholt.

Dann sprang er auf und ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, in seinen hohen Stiefeln so hart auftretend, daß Männe aus seinem gewohnten Nachmittagschlummer empor-schraf und in gleichem Tempo hinter seinem Herrn auf und nieder zu trotten begann.

Greta steckte ihren grauen Kopf zum Türspalt herein und fragte: „Manu, was ist denn nu los? Was gibt es, Jungherr?“

Günther schickte die Alte mit der Weisung zum Kutscher Jürri, daß er sich bereithalten solle, morgen zur Station zu fahren, er müsse nach Reval. Greta schüttelte stumm und vorwurfsvoll mit dem Kopf.

Nach Reval fuhr man doch nicht von heute auf morgen. Vielleicht war etwas mit der gnädigen Herrschaft in der Stadt passiert? Ja, ja, das würde schon so sein. Hier, in Udenholm, da sah die gnädige Frau ihren Neffen, dessen Mutter doch auch eine richtige Komtesse gewesen war, kaum an und wenn man ihn nötig hatte in der hochmütigen Verwandtschaft, dann mußte er bereit sein.

Durch ein paar Fragen brachte sie dann nachher heraus, daß mit der Herrschaft auf dem „Revaler Dom“ nichts passiert war. Vor Neugierde darüber, was diese Fahrt wohl zu bedeuten habe, beinahe berstend, packte die treue Alte mit ihren knöchigen verarbeiteten Händen den guten Anzug ihres Jungherrn und ein bißchen an Wäsche in das Kofferchen aus Seehundsfell, das noch von Günthers Vater herstammte.

Günther aber saß unterdessen droben in den Mansarden, wo er in diesem Herbst ein häufiger von Tante Eising stets freudig begrüßter Gast gewesen war.

Zwischen Tante Eising und Günther war oft von Luz die Rede gewesen. „Ich glaube nicht an eine unehrenhafte Handlung von ihm,“ meinte die alte Dame immer wieder.

„Ich erst recht nicht,“ war Günthers stehende Antwort.

Heute, als Tante Eising über den bunten hausgewebten Dielenläufer bis zur Tür trippelte, um Günther das Geleit zu geben, hatte sie hochrote Wangen vor Aufregung.

„Reise glücklich, lieber Günther, ich werde voller Ungeduld auf deine Rückkehr warten. Nein, was nicht alles im Leben passiert. Wenn du auf den Dom zu meiner Schwägerin und den Kindern gehst, dann grüße dort auch recht herzlich von mir.“

„Ich werde wohl kaum die Zeit dazu finden, um auf den Dom zu gehen. Ich muß so rasch wie möglich wieder zurück sein. Wir haben ja Kornlieferung an die Schweden von der Insel Worms. Die sind doch unsere beste Kundschaft. Von Rechts wegen dürfte ich eben Udenholm überhaupt nicht verlassen.“

Am folgenden Tage, als der winterliche Frühnebel sich geteilt hatte und die Sonne über dem bereiften Ellernwald stand, fuhr Günther in den alten Reisepelz seines Vaters gehüllt, vom Hofe.

\*     \*     \*

Es war bitterkaltes Wetter geworden. Heta's Herzenswunsch, daß es bald Eisbahn geben möge, war schnell in Erfüllung gegangen.

Auf dem Patkulgraben, der sogenannten Domschlittschuhbahn, herrschte lebhaftes Treiben. Das erste Eis im Jahre hatte alles, was gesellschaftlich die Berechtigung besaß, diese exklusive Eisbahn zu benutzen, dorthin gelockt.

Der Patkulgraben lag geschützt vor dem Winde, zwischen dem Bahnhof und dem steil emporragenden Domberg. Ein Weg führte in Schlangenlinien zur Höhe empor. Droben gab es umgitterte Aussichtspunkte, von denen aus gelangte man durch alte Höfe und uralte Portale direkt in das Domviertel, in dessen Mitte die alte Ritter- und Domkirche von hohen Linden umgeben aufragte. Man lief hier unten auf dem blanken Eise sozusagen „im Schatten einer großen historischen Vergangenheit“ Schlittschuh. Hier, wo die verwitterten Mauern Jahrhunderte überdauert hatten, hier hatte es in entschwundenen Zeiten erbitterte Kämpfe zwischen Russen, Schweden, Polen, Dänen und Deutschen gegeben.

Um die stolze Feste Reval, um das Land, das sich hinter ihr ausdehnte, um die Küste, zu der Schiffe aus fernen Landen heranzuführen, war der Streit gegangen.

Wenn der Turm des alten Schlosses reden könnte! Was würden die Steine nicht alles erzählen! Auf dem Dom hatte mehrere Male der Blitz gezündet. Und einer von den Hellberg'schen Vorfahren hatte, um sein nacktes Leben zu retten, den Sprung in die Tiefe vom Dom aus gewagt.

Heta dachte flüchtig an diese ferne Vergangenheit, sie hatte kürzlich in einer Hellberg'schen Familienchronik gestöbert, als sie ihren Blick zur Höhe des Domes emporschweifen ließ. Weiß Gott, sie würde auch solch einen ketten Sprung wagen. Etwas von der raubritterlichen Kühnheit ihres alten Geschlechtes steckte auch in ihrem Blut.

Onkel Leopold war mit Hete zur Eisbahn gekommen. Er stand da, beide Hände in die tiefen Taschen seines unmodernem Leibpelzes vergraben. Das Fell des Pelzes war kostbar, wundervoller Biber, aber trotzdem fror ihn jämmerlich hier auf dem Eise. Hete zu Liebe sagte er kein Wort darüber. Es war längst dunkel geworden und inmitten der Eisbahn hatte man eine riesige Laterne angesteckt. Hete

kam mit erhitzten Wangen herangesaust. Sie hielt ihren weichen grauen Muff an ihr Gesicht gepreßt.

„Bist du schon ungeduldig, Onkel Leo? Noch ein klein bißchen laß uns bleiben, nicht wahr? Abgesehen davon, daß das Eis heute himmlisch ist, finde ich, daß es aus besonderen Gründen für uns heute praktischer ist, nicht allzu früh nach Hause zu kommen. Erst um Sechs. Nicht wahr? Um Fünf kommt der Zug aus Hapsal. Noch hat der nicht gepfiffen. Ich habe die ganze Zeit hindurch darauf aufgepaßt bei all dem faden Zeug, das Ditto Artnal mir vorgeschwaht hat. Ich glaube, der bildet sich im Ernst ein, auf mich Eindruck zu machen. Zu Hause werden wir heute wahrscheinlich die Baronin Göller vorfinden. Sie hatte mit Mama eine Besprechung wegen des Dombasars. Mama hat sich ja in den Vorstand des Frauenvereins wählen lassen und Doralise und ich sollen auf dem Basar eigengebackene Pfefferkuchen verkaufen. Mamsell soll in Udenholm eine halbe Schlittenladung voll backen.“

„Ich bitte, mir gnädigst welche aufheben zu wollen,“ ertönte plötzlich eine Stimme neben Hete.

Sie fuhr so schnell herum, daß sie beinahe gefallen wäre. Harry Hegemeister fing sie in seinen Armen auf.

„Hoppla,“ sagte er mit einer frischen lustigen Stimme, „noch immer so ungestüm, immer noch mit dem Kopf durch die Wand?“

„Durchs Eis, meinten Sie wohl, Harry,“ gab Hete lachend zurück.

Sie kannte Harry Hegemeister ja von klein auf. In früheren Jahren hatten sie und Doralise Pastors einzigen geduzt. Später hatte Frau von Hellberg das Duzen untersagt. Aber beim Vornamen nannten sich die drei nach wie vor, das hatte Hete denn doch durchgesehen.

Harry war's egal, ob er du oder sie sagte. Für ihn blieben Hete und Doralise die lieben kleinen Krabben von früher her. Er hatte auch vor Frau von Hellberg durchaus keinen übermäßigen Respekt. Sie fühlte das instinktiv, und Harry stand bei ihr, ebenso wie Günther, nichts weniger als in Gnaden. Wenn es nicht wegen der alten Pastors gewesen wäre, so hätte sie ihren Töchtern überhaupt verboten, Harry Hegemeister einzuladen.

„Wir wollten Ihnen in diesen Tagen schreiben, Doralise und ich, und Sie zu Sonntag zu Tisch auffordern, Harrn,“ sagte Hete.

„Sehr liebenswürdig.“

Harrn sah gut aus. Blond, schlank, etwas zu schlank vielleicht. Man merkte es ihm an, daß er in seiner freien Zeit viel Sport trieb.

„Wollen wir noch ein paar Runden laufen, Hete?“ fragte er, nachdem er auch Onkel Leopold begrüßt und mit ihm ein paar Worte gewechselt hatte.

„Bring mir die Hete aber bald wieder, wir müssen nach Hause,“ rief der alte Herr Harrn nach, der in schöngeschwungenem Bogen mit dem jungen Mädchen davonzog.

Hete und ihr Partner fuhren Hand in Hand über das spiegelblanke Eis dahin. Sie waren beide gleich gewandte Läufer und empfanden es als eine Lust, so dahinzufliegen.

Da kam ein langgezogener Lokomotivpiff vom Bahnhof herüber.

„Der Zug aus Hapsal, nun muß ich daran denken, nach Hause zu gehen,“ sagte Hete. „Warum kamen Sie heute so spät aufs Eis, Harrn?“

„Herrendienst geht vor Minnedienst,“ entgegnete er launig und schwenkte zum Ufer ab.

„Von wem eigentlich läßt sich Hete Hellberg ihre Schlittschuhe abschnallen? Wer ist der Kaffer?“ erkundigte sich Ditto Arknal bei seinem Duzfreunde, dem jungen Baron Lengen, der als Volontär in der Ritterschaftskanzlei auf dem Dom arbeitete.

Ditto Arknal, Erbherr auf einem schönen alten Schloß, war lang und ausgemergelt und sah nicht sehr geistreich aus.

„Den Kaffer nimm gefälligst zurück, Ditto,“ erwiderte Lengen ernsthaft. „Den verbitte ich mir für meinen ehemaligen Leibfuchts. Harrn Hegemeister ist ein ganz famoser Kerl. Hat zu meiner Zeit in Dorpat Chemie studiert.“

„Also ein Pillendreher,“ meinte Ditto von oben herab.

„Alle Leute können doch nicht wie du, mein Lieber, Nichtstuer sein, ein Beruf, um den ich dich keineswegs beneide.“

Ditto Arknal war viel zu selbstbewußt, um den Spott aus den Worten des andern herauszuhören. Er hielt sich

unter allen Umständen für einen beneidenswerten bevorzugten Sterblichen.

„Mich hat die Hete Hellberg vorhin abfallen lassen,“ knurrte er. „Wenn ihr das noch einmal einfallen sollte, so tanze ich auf dem nächsten Aktienball keinen einzigen Schritt mit ihr. Man sieht, daß die Kleine noch fremd in der Revaler Gesellschaft ist,“ fügte er gönnerhaft hinzu.

„Jawohl, sie weiß deine Vorzüge noch nicht gebührend zu schätzen, lieber Ditto,“ meinte Lengen lachend und sauste in einem schlanken Bogen davon.

Hete ahnte nicht im entferntesten, daß sie es halb und halb mit Ditto Arfnal, der sich für unwiderstehlich hielt, verdorben hatte. Er war so maßlos eingebildet, seit ein paar töchterreiche Mamas auf den Bällen Jagd auf ihn gemacht hatten. Hete schritt zwischen Onkel Leopold und Harry Hegemeister über den festen Schnee des Bürgersteigs dem Dom zu.

Harry fiel es auf, daß in ihrem Wesen heute etwas Sahriges lag. „Was hat sie nur?“ dachte er, „hat sie sich, seit ich sie das letzte Mal gesehen, denn wirklich so verändert?“

„Kommen Sie mit zu uns herauf,“ bat Hete.

Harry zögerte einen Augenblick. Die „Gnädige“, so nannte er Frau von Hellberg, wollte ihm nicht wohl, aber ihn kümmerte es schließlich nicht, daß sie über ihn, den Sohn eines schlichten Landpastors, immer so ganz besonders eisig hinwegzusehen pflegte.

„Danke, ich komme gern,“ sagte er dann. Er wollte auch Doralise guten Tag sagen nach längerer Trennung. Daß sein Anzug zweite Garnitur war, genierte ihn keineswegs.

Als die drei vor dem Portal des Hellbergschen Hauses angelangt waren, schaute sich Hete nach allen Seiten suchend um.

„Wenn wir uns nun am Ende verspätet haben,“ meinte sie halblaut.

„I bewahre,“ brummte Onkel Leopold.

Von der Domkirche schlug es in langhallenden Tönen Sechs. Hete zählte die Schläge mit, und Harry fragte, als sie die Treppe zum ersten Stock emporstiegen: „Erwarten

Sie jemand, Hete? Es liegt so etwas in Ihrem Wesen heute."

"Ach wo," wehrte Hete ab. "Das kommt Ihnen bloß so vor, Harry. Wen sollte ich denn erwarten?"

Hete war den beiden andern um ein paar Treppenstufen voraus. Oben auf dem Treppenabsatz brannte eine Gasflamme. Hete läutete Sturm.

"Wer ist bei der gnädigen Frau?" rief sie dem die Tür öffnenden Stubenmädchen entgegen.

"Frau Baronin Göller."

"Ist sonst niemand hier gewesen?"

"Frau Hellberg aus Terwast sind gekommen."

Ein ängstlich fragender Blick Hetes flog zu Onkel Leopold hinüber, der sich gemächlich seines Pelzes entledigte.

"Gut Ding will Weile haben," sagte er, wie es Harry schien, gänzlich unmotiviert. Hier lag entschieden etwas in der Luft, dachte der junge Chemiker und gab vor dem großen altmodischen Entreespiegel stehend, seinem kleinen dunklen Schnurrbart mit ein paar Bürstenstrichen wieder den richtigen Schwung.

Da erscholl die Türglocke, leise, zaghaft, so als bitte jemand, der es nicht so recht wagte, um Einlaß.

Hete fuhr herum: "So öffne doch schnell, Trina."

Eine atemlose Erwartung malte sich auf ihrem Gesicht.

Vor der Tür auf dem Flur stand ein Korb, und man vernahm deutlich, daß jemand wie auf der Flucht die Treppen hinunterlief.

"So gib doch flink her, Trine, was ist denn das für ein Korb?"

"Ach, gnädiges Fräulein," sagte das Stubenmädchen ängstlich, "wollen wir lieber den Korb draußen stehen lassen. Wer weiß, was drin ist. Am Ende eine Bombe. Kustas, der immer Zeitungen liest, sagt, daß gottlose Menschen jetzt einander so etwas, das losgeht, vor die Türschwelle legen."

"Du bist wohl nicht recht bei Trost, Trina? Onkel Leo, hast du den Unsinn gehört? Eine Bombe? Warum nicht gleich ein ganzes Pulverlager? Mein Himmel, Trina, sei doch nicht solch ein Hasenfuß, stehe doch nicht so vertattert da."

"Am Ende sind es junge Füchse," folgerte Trina weiter und faßte den Wäschekorb, über den ein grauwohlenes Tuch

gebreitet war, mit denkbarer Vorsicht an. „Meinem Vater hatte ein böser Nachbar mal junge Füchse vor die Tür gesetzt, und eins der Tiere biß ihn in den Finger, der dann wochenlang krank war. Gnädiges Fräulein sollten lieber Kustas nach der Polizei schicken, daß die den Korb aufmacht. Unten am langen Domborg ist ja die Wächstube.“

„Hör' auf, Trina. So, zieh den Korb ganz über die Türschwelle, Harry, bitte, fassen Sie doch auch an. Trina, lauf', sag' der gnädigen Frau, man hätte uns etwas vor die Tür gesetzt,“ kommandierte Hete aufgeregt.

„Frau von Hellberg aus Terwest sind ja auch noch da und Frau Baronin von Gölter.“

„Schön. Allesamt sollen sie herkommen,“ rief jetzt Onkel Leopold, und zwar mit solch einer Stentorstimme, daß Doralise, die zwei Zimmer weit entfernt den Tee einschenkte, es hören konnte.

Sie kam eilig in den Vorsaal gelaufen.

„Mein Himmel, Hete, was geht denn hier vor? Warum schreit Onkel Leo so?“

Bevor jemand antworten konnte, wurde es im Korbe unter dem grauwollenen Schutztuch lebendig.

„Ich sagte es den gnädigen Herrschaften ja! Es werden junge Füchse sein,“ rief Trina und versteckte ihre Hände unter ihrer weißen Servierschürze, so als fürchte sie gebissen zu werden.

Hete beugte sich hinab und entfernte behutsam die Hüllen vom Korb: auf einem Kissen gebettet, in weiße Leinentücher und eine flockige weiße Decke gehüllt, lag ein schlummerndes Kind von wenigen Wochen.

„Da haben wir den Tee,“ sagte Onkel Leopold, „ein Findelkind!“

„Und hier ist ein Zettel,“ rief Hete und las laut: „Bitte die mildtätigen Herrschaften, sich des Kindes annehmen zu wollen. Es heißt Albrecht.“

„Trina, mach' die Tür zu,“ gebot Doralise und kniete neben den Korb mit dem Findelkinde nieder, „es zieht von der Treppe her, das arme kleine Würmchen wird sich erkälten.“

„Wie süß es ist,“ sagte Hete und kniete auf der anderen Seite hin.

„Gott, was wird die gnädige Frau dazu sagen, und ich dachte, es wären junge Füchse,“ meinte Trina, die Unschuld vom Lande, in all ihrer Dorfweisheit.

„Red' nicht so einfältig,“ schnob Onkel Leo sie an, „kommt, Kinder, gehen wir in feierlicher Prozession in den Saal, und macht um Gottes willen recht vergnügte Gesichter. Sonst erschrickt Eure Mutter, wenn sie uns so heranziehen sieht. Wollen wir die Sache anfangs als einen Scherz hinstellen.“

Harry und Hete trugen den Korb. Plötzlich begann das Kind jämmerlich zu schreien. Frau von Hellberg, die gerade eifrig mit der Baronin Göller über den Dombasar verhandelte, fuhr zusammen.

„Um Himmels willen, was ist denn das?“

„Ich glaube, das war eine Kinderstimme,“ meinte die Baronin Göller und hob ihre in Gold gefaßte Lorgnette vor ihre kurzlichtigen Augen, als könnte sie dann besser hören.

„Hete wird das Kleine von unserer Wäscherin heraufgeholt haben. Sie liebt das zu tun und kommt sich dann so vor, als spiele sie noch mit Puppen,“ sagte Frau von Hellberg lächelnd.

In Frau Signes Augen trat ein sehnsüchtiger Ausdruck. Was hätte sie darum gegeben, wenn sie solch eine lebendige Puppe ihr eigen hätte nennen können. Sie war nun bald zwei Jahre verheiratet, hatte aber noch immer keine Aussicht, Mutter zu werden.

Sie hatte während dieses Nachmittagstees einsilbig dagesessen, wie es ihre Art war. Sie gehörte mit zum Basarkomitee, kümmerte sich aber kaum darum, was die beiden anderen Damen beschlossen, sondern sagte zu allem von vornherein zu.

„Habt Ihr wieder die kleine Tilde heraufgebracht? Hete, du bist doch wirklich zu närrisch mit der Kleinen,“ begrüßte Frau von Hellberg ihre Tochter, dann, als sie Harry Hegemeister bemerkte, wurde ihre Miene abweisend.

Es war doch wirklich unpassend, wie Hete sich betrug. Wirklich, sie, die Mutter, mußte strenger gegen ihre Jüngste werden. Da schleppte sie nun im Verein mit diesem Harry Hegemeister, der eigentlich gar nicht hierher in ihr Empfangszimmer gehörte, den schreienden Sprößling der Wäscherin, die unten in der Leutefüche um Tagelohn wusch.

„Bewahre, Mama,“ erwiderte Hete unbekümmert um die Miene ihrer Mutter, „diesmal ist es gar nicht das Töschchen, diesmal ist es ein Junge. Sieh dir bloß das Prachtexemplar an, Mama! Wir dürfen ihn natürlich behalten, da er wie weiland Moses in einem Korbe ausgesetzt worden ist.“

„Hete, laß diese unpassenden Scherze,“ begann Frau von Hellberg nun ernstlich zu zürnen.

„Bitte, bitte, liebe Mama, rege dich nur ja nicht auf, es schadet dir ja,“ beschwor Doralise ihre Mutter. „Es muß sich mit dem Kindchen hier ja alles aufklären.“

„Der Korb stand vor unserer Etagentür,“ fiel Hete rasch ein. „Trina meinte anfangs, es wäre eine Dynamitbombe drin, dann riet sie scharfsinnig auf junge Füchse, und am Ende ist es ein kleiner süßer Junge, ein armes, verlassenes Kind, ganz auf unser Mitleid angewiesen. Und sein Name, sein Vorname, steht hier auf dem Zettel: er heißt Albrecht.“

Über Frau von Hellbergs Züge lief ein Zucken. Albrecht! So hätte ihr kleiner Junge auch geheißen, wenn er lebend zur Welt gekommen wäre. Der Name ihres verstorbenen Gatten tat es ihr an, sie schaute milder drein und ihre Stimme hatte einen weichen Klang, als sie nun zu Hete gewendet, sagte:

„Wir müssen jedenfalls sofort die Polizei verständigen, damit das Jungchen einer Pflegeanstalt zugewiesen werden kann.“

„Wie Mama, das könntest du tun? Solch ein herziges Kindchen den groben Säusten eines Polizeibeamten überantworten?“

Sie klammerte sich an den Arm des alten Herrn.

„Immer mit der Ruhe, Kindchen. Deine Mutter hat ganz recht, die Polizei muß in jedem Fall benachrichtigt werden. Je eher um so besser, das erspart nachher manche Schererei.“

Er nickte ihr beschwichtigend zu und sie flüsterte ihm etwas ins Ohr.

„Das hat bis später Zeit, Hete, immer mit der Ruhe, mein Schäfchen,“ brummelte er.

„Jetzt tragen wir den Korb ins Nebenzimmer, komm, mein Herzchen, ich nehme dich auf meinen Arm,“ sagte Hete lachend, „nebenan ist das Licht nicht so grell. Er will ja doch

schläfen, der süße kleine Kerl, und er bangt sich gewiß vor den vielen fremden Menschen hier. Nein, sei nur ruhig, du armes, aus dem Nest gefallenes Vögeldchen, du kommst nicht ins Findelhaus, dafür Sorge ich, die Hete Hellberg."

Mit leisen, liebevollen Worten trug Hete das Kind hinaus. Doralise folgte ihr und ihre Mutter schaute ihr einigermaßen fassungslos nach.

Onkel Leopold trippelte von einem Fuß auf den andern, was er immer tat, wenn er sich irgendwie unbehaglich fühlte.

Die Baronin Göller fand den Zwischenfall hochinteressant und Hete Hellberg reichlich exzentrisch. Wie sie sich hatte mit diesem fremden Kinde, das vielleicht ganz obskurer Abkunft war. Die feinen Leinentücher und die elegante Decke besagten noch nichts.

Frau von Hellberg war ganz schlecht geworden vor Aufregung. Das hatte man nun davon, daß man zur Stadt gezogen war! In Udenholm hätte sich niemand erdreistet, der Gutsherrschaft ein Kind vor die Tür zu setzen.

Harry sah amüsiert drein und Hetes Haltung imponierte ihm mächtig. Es steckte etwas in dem Mädels. Alle Achtung! Wie die sich für das kleine verlassene Geschöpfchen ins Zeug legte.

Frau Signe saß hinter dem runden Tisch mit dem Meißner Teegeschirr. Ihre Hände lagen lässig auf den Armlehnen ihres Sessels. Sie hielt ihre Augen gesenkt. Kein einziges Wort hatte sie in die Debatte geworfen. Als sie nun aufschaute, lag ein unsagbar sehnsüchtiger Ausdruck in ihren schönen Augen. Es war, als wolle sie etwas sagen. Sie rang sichtlich mit einem Entschluß, dann aber preßte sie ihre Lippen aufeinander und schwieg. Nach einer halben Stunde würde ihr Schlitten vor dem Hause auf sie warten. Sie wollte noch heute abend nach Terwast zurückkehren. Pierre war mit seinem Freunde, dem Fürsten San Dorento, der seit ein paar Tagen in Terwast zum Besuch weilte, zur Jagd auf einem der Nachbargüter. Frau Signe erwartete ihn erst übermorgen zurück.

"Fühlen Sie sich nicht sehr einsam so allein auf dem Lande?" hatte die Baronin Göller sie vorhin gefragt. Sie hatte rasch verneint. Sie hatte ja die große Petersburger Gesellschaft niemals gemocht. Etwas fehlte ihr aber in Terwast doch — die Hauptsache zu ihrem Glück — sie ver-

mißte so namenlos ein Kind. Wie hatte die Mutter des kleinen süßen Kerlchens, um den sich Doralise und Hete im Nebenzimmer bemühten, es nur über ihr Herz bringen können, ihn auszusetzen! dachte Frau Signe und hörte kaum auf das, was die Baronin Gölter und Frau von Hellberg redeten. Die beiden Damen erschöpften sich in Mutmaßungen über die Herkunft des fremden Kindes.

Onkel Leopold hatte eine grüne Wollsträhne über eine Stuhllehne gehängt und wickelte gelassen sein Strickgarn. In seinem alten kleinen Gesicht aber schmunzelte etwas so merkwürdig, als wollte er sagen: „Nun, Ihr werdet noch etwas erleben.“

Doralise hatte sich mittlerweile auf Harrys Anwesenheit besonnen, war hereingekommen und schenkte ihm nun Tee ein.

Dann erschien Kustas und meldete den Revieraufseher, einen blutjungen Beamten, den er in einem Schlitten herangeholt hatte.

Der Findling wurde hereingebracht, aber der Revieraufseher wußte nicht recht, wie er sich in diesem Falle, es war der erste derartige in seiner jungen Praxis, zu benehmen hatte.

„Es scheint ein gutgeartetes Kind zu sein, dieser kleine Albrecht, nun verhält er sich ganz ruhig,“ bemerkte die Baronin Gölter und sah den Revieraufseher durch ihre goldgefähte Lorgnette an.

„Ich muß ein Protokoll aufnehmen,“ erklärte der Beamte und zog sein Notizbuch hervor.

„Also . . .“

„Erlauben Sie, da ist weiter nicht viel zu notieren,“ rief Hete mit blitzenden Augen. „Das Kind ist vor unserer Tür ausgesetzt worden, also behalten wir es auch.“

Der Beamte nahm höflich seine Hacken zusammen:

„Ganz recht, gnädiges Fräulein, aber nichtsdestoweniger . . .“

„Bist du toll geworden, Hete, wir behalten das Kind nicht,“ rief Frau von Hellberg dazwischen. „Ich will für die Erziehung des Findlings Sorge tragen“ — weil er Albrecht heißt, fügte sie in Gedanken hinzu, „aber behalten kann und will ich ihn unter keiner Bedingung. Nachher geben wir den Knaben zu einem Handwerker in die Lehre, er ist

doch ein Proletariertkind — hier bleiben darf der Kleine aber auf keinen Fall.“

„Ja, dann muß ich das Kind mit hinunter in die Wachtstube nehmen, eine der Schutzmansfrauen mag bis auf weiteres für das Würmchen sorgen,“ meinte der Revieraufseher zögernd.

Da stellte sich Hete plötzlich vor den Korb.

„Wie eine Löwin, die ihr Junges verteidigt,“ brummte Onkel Leopold, „das Mädchel hat wirklich den Teufel im Leibe.“

„Das ist alles recht gut und schön, liebe Mama,“ sagte Hete resolut, „aber ich habe das Kind mitentdeckt, und da weder Onkel Leo noch Harry noch Trina Ansprüche an den kleinen Albrecht erheben, so betrachte ich es als mein gutes Recht, fürs erste für das arme kleine Kind sorgen zu dürfen.“

„Ich glaube, Hete, du hast wirklich deinen Verstand verloren,“ hauchte Frau von Hellberg.

Sie mußte sich setzen. Ganz elend wurde ihr zu Mute.

„Nur bis morgen laß uns das Kind dabehalten, liebe Mama,“ unterstützte nun auch Doralise ihre Schwester.

Frau Signe erhob sich plötzlich: „Bitte,“ sagte sie mit ihrer leisen Stimme und errötete dabei, „ich habe wohl kein Sinderrecht, aber ich möchte trotzdem . . .“

Sie konnte den Satz nicht beenden, denn es wurde laut und ungestüm an der Entreetür geschellt, daß Frau von Hellberg nervös zusammenschreckte, und Onkel Leo mit einem: „Nanu, wer kann denn das sein, der so Sturm läutet?“ selber in den Vorsaal eilte, um zu sehen, wem Trina die Tür öffnen würde.

„Nun kommt der zweite Akt der Tragikomödie,“ dachte Harry Hegemeister, der ein stummer Zeuge der Ereignisse war, unwillkürlich. Und um diesen Akt gleichsam einzuleiten, begann der Findling aufs neue jämmerlich laut zu weinen. Bevor Hete ihren Schützling beruhigen konnte, hatte Frau Signe das Kind aufgenommen. Sie drückte es an ihre Brust und flüsterte über dem dunklen Köpfchen, das mit einem feinen Haarflaum bedeckt war, ein paar kosende Worte, so daß der Kleine wiederum beruhigt seine Augen schloß.

„Es ist doch geradezu unerhört, was einem alles begeben kann,“ sagte Frau von Hellberg aufgebracht. „Das war ja heute die reine Katastrophe.“

„Hete,“ begann sie dann überredend, wie man einem unvernünftigen Kinde zuspricht, „bedenke doch, wenn du heiratest — was willst du dann mit einem Pflegekind anfangen? Es schickt sich überhaupt nicht für ein achtzehnjähriges Mädchen, wie du —“

„Liebe Mama,“ unterbrach Hete ihre Mutter, „erstens heirate ich noch lange nicht und wenn, dann nehme ich eben meinen Pflegesohn mit in meine Ehe,“ schloß sie lustig. Sie hatte nun wieder Oberwasser. Wenn die Mutter sich darauf einließ, zu parlamentieren, so war schon viel gewonnen.

Frau von Hellberg warf einen anklagenden Blick zur Zimmerdecke. Wie gräßlich fatal, daß die Gölter das heute hier miterleben mußte. Morgen würde der ganze Vorfall im Aktienklub bekannt sein. Und was würde Tante Leonie, die so sehr viel auf Etikette hielt, dazu sagen? In Reval durfte man beileibe nicht durch etwas auffallen, wenn man zur ersten Gesellschaft gehörte. Nun gab die Hete solche Sachen an.

Eine bekannte Stimme schlug plötzlich an Frau von Hellbergs Ohr und diese Stimme sagte hinter ihrem Rücken:

„Bravo, Hete, daß du dich des armen Kleinen annimmst, du als eine Hellberg, bist ja auch berechtigt dazu. Doch nun bin ich hier, um den Sohn meines Freundes Luß Hellberg zu mir abzuholen.“

Günther Herstorff, der nicht einmal seinen guten Anzug trug, sondern seine dunkelgrüne, verschlossene Jagdjoppe, die er zur Reise angelegt hatte, und die an den Ärmeln schon ein Bißchen ausgefranst war, verneigte sich kurz.

„Ich bitte vielmals um Entschuldigung,“ fuhr er fort, da nach seiner überraschenden Enthüllung niemand von den Anwesenden sogleich das richtige Wort fand, „ich bitte um Entschuldigung“ — er verneigte sich nochmals gegen seine Tante, „daß ich hier so formlos und unangemeldet eingedrungen bin. Aber die Zeit ist knapp für mich. Luß teilte mir mit, daß er seinen Sohn mit einer Dienerin nach Reval gesandt habe, zu einer Verwandten dieser, einer Spitzenwäscherin. Die Mutter des kleinen Albrecht ist bei seiner Geburt gestorben. Luß befand sich damals auf der Reise nach Frankreich begriffen in Petersburg. Dort wurde das Kind geboren. Luß wußte anfangs nicht wohin mit dem

Kleinen. Er selber mußte nach Paris, einer Erbschaftsangelegenheit wegen, für seinen Sohn stand ein sehr großes Vermögen auf dem Spiel. Ich hatte von alledem keine Ahnung bis gestern, wo ich einen Brief von Luz aus Paris erhielt, in dem er mich bat, nach seinem Kinde zu sehen. Er habe Nachricht aus Reval erhalten, daß die Pflegerin des Kleinen hoffnungslos erkrankt sei, ich solle unverzüglich das Kind anderswo unterbringen."

"Luz war verheiratet, Luz hat einen Sohn," unterbrach Frau von Hellberg, die sich allmählich von ihrem grenzenlosen Erstaunen zu erholen begann, Günthers Bericht, "und wir — wir hatten keine Ahnung davon."

"Doch — Mama, ich wußte, daß der kleine Luz' Sohn ist," rief Hete dazwischen.

Günther stand hinter einem der schweren Mahagonistühle und stützte sich mit beiden Händen auf die schön-geschnitzte Lehne. Er hatte unbewußt die Pose eines Anklägers angenommen, und in seiner Stimme lag ein unverhüllter Vorwurf, als er fortfuhr:

"Luz hatte ja niemand hier, dem er seinen Sohn anvertrauen konnte. Da kam das Kind eben in fremde Obhut. Wie Frau Lanz, die Spitzenwäscherin, von der ich geradewegs komme, mir vor zehn Minuten versichert hat, war es auf Luz' ausdrücklichen Befehl geschehen, daß die hiesigen Hellbergs nichts von der Existenz des kleinen Albrecht erfahren sollten. Nachdem nun die Wärterin, Frau Lanz Verwandte, tot war, wußte diese nicht, was mit dem fremden Kinde beginnen. — So, nun erzähle du weiter, Hete," schloß Günther und ein warmer Blick flog zu dem jungen Mädchen hinüber.

"Liebe, liebe Mama, vergib mir meine Eigenmächtigkeit."

Hete beugte sich zu ihrer Mutter hinab und streichelte zärtlich die nervös zuckenden Hände, die krampfhaft ein Spizentaschentuch zerkrüllten.

"Ich bin auf alles gefaßt," stöhnte Frau von Hellberg.

"Liebe Mama — als ich Tante Lisings Spitzenkante zum Waschen brachte, erfuhr Frau Lanz, daß ich eine Hellberg bin. Und als ihre Kusine tot war, da wandte sie sich brieflich an mich. Des Kleinen wegen — was sollte sie mit dem Kinde anfangen? Da dachte ich, wenn wir erst den süßen kleinen Kerl bei uns haben, dann findet sich alles weitere,

dann würdest du schließlich auch nichts dagegen haben, Mamachen, daß er ganz bei uns bleibt. Er ist doch ein Hellberg! Und da ich doch weiß, daß du, liebe Mama, nichts von Luß wissen willst und er nichts von uns — nun, da entwarf ich flugs einen Schlachtplan. Onkel Leo war in alles eingeweiht.“

„Aber, lieber Leopold —“ sagte Frau von Hellberg matt und vorwurfsvoll.

„Gegen Hete kann ich nun mal nicht an,“ verteidigte sich der alte Herr, „wenn die sich etwas in ihren Kopf gesetzt hat, dann führt sie das auch durch.“

„Hete, das war lieb, war sie von dir, Pierre wird dir's danken,“ nahm Frau Signe plötzlich das Wort und fuhr zu Frau von Hellberg gewandt fort: „Liebe Tante Adda, selbstredend darf dir der Sohn meines Schwagers nicht zur Last fallen. Es ist doch ganz klar, daß ich den kleinen Albrecht zu uns nach Terwast nehme. Pierre und ich sind die Nächsten dazu, für das Kind zu sorgen. Wenn du wüßtest, welch ein Glück das für mich bedeutet, Tante Adda.“

Sie blickte ganz selig auf das Kind in ihren Armen hinab.

„Seit ich Signe Hellberg kenne, hat sie noch niemals so viel in einem Strich geredet,“ dachte die Baronin Gölter verwundert, und betrachtete durch ihre Lorgnette die junge Frau, so als sähe sie sie heute zum erstenmal.

„Ich hatte es mir doch so reizend vorgestellt, das Kind bei uns zu behalten,“ meinte Hete kleinlaut und halb schmollend. „Doch ich sehe es ja ein, daß du, Signe, und dein Mann nähere Rechte auf das entzückende Bengelchen habt als wir hier.“

„Ob Pierre über diesen seinen Neffen sehr beglückt sein wird, das fragt sich doch noch,“ dachte Günther und äußerte dann laut: „Offen gestanden, hatte ich die Absicht, Luß' Sohn zu mir hinaus zu nehmen. Mein altes Faktotum Greta versteht sich auf die Kleinkinderpflege. Bis Luß wieder ins Land kommt, könnte der Kleine bei mir bleiben. Tante Lijing war auch ganz Feuer und Flamme für diesen Plan. Aber nun kommt das Kind ja wohl in die besten Hände,“ fügte er hinzu und sah Signe, die er bisher nur im Bilde gekannt hatte, freundlich an.

„Tante Eising,“ echote Frau Hellberg, „ja weiß denn die überhaupt . . . Mir scheint, daß Ihr alle hinter meinem Rücken konspiriert habt, in bezug auf Luß.“

„Du mochtest doch niemals von Luß hören, Mama,“ rief Hete kack.

„Lieber schon das, als diese dramatische Szene heute, diese Überraschungen . . .“

„Ja, liebe Mama, das ging nun mal nicht anders. Albrecht, das arme kleine Bengelchen, gehört doch in unsere Familie. Und seine Mutter, liebe Mama, war eine Verard de Sainelon, aus altfranzösischem Adel, du brauchst nicht zu denken, daß Luß da unten in Rußland irgendwie unter seinem Stande geheiratet hat.“

„Diese Hete ist einfach großartig,“ dachte Harry Hege-  
meister amüsiert.

„Ich glaube kaum, daß ein Findling in einem Wäschekorb jemals so begehrt gewesen ist, wie der kleine Kerl dort, der durch Stimmenmehrheit meiner verehrten Nichte Signe zugesprochen ist,“ ließ sich Onkel Leopold vernehmen. „Signe hat natürlich recht. Fürs erste gehört dieses Kind nach Terwast, wo sie ihn so liebevoll eine Heimat finden lassen will. Luß wird wohl oder übel in dieser Angelegenheit ein Wort mit sich reden lassen müssen.“

„Ich werde Luß selbst schreiben, ihn bitten, mir, seiner Schwägerin, die Erziehung seines Knaben zu überlassen,“ fiel Signe eifrig ein.

„Doralise, mein Kind, geh bring mir meine Tropfen,“ sagte Frau von Hellberg, die eine plötzliche Herzschwäche verspürte. Aber sie war im Grunde doch sehr zufrieden über diese Lösung. Und lange konnte sie Hete niemals zürnen. „Komm her, du Unvernunft,“ sagte sie und gab Hete einen Kuß. „Du hast gewiß das Beste im Sinne gehabt, aber alles doch sehr verrückt und phantastisch angefangen.“

Die Baronin Göller verabschiedete sich. Sie hatte Eile, mit der sensationellen Neuigkeit von Luß Hellbergs ausgesetztem Sohn nach Hause zu kommen.

„Willst du nicht zum Abendessen hierbleiben, Günther?“ forderte Frau von Hellberg notgedrungen ihren Neffen auf. Sie war ihm, der ihr doch nichts, aber auch gar nichts Schlimmes zugefügt hatte, heute noch mehr gram als sonst. In seiner ganzen Haltung, so schien es Frau von Hellberg,

drückte sich bei Günther die Überzeugung aus, daß man in Udenholm seinem Freunde Lutz ein schweres Unrecht zugefügt habe.

Günther lehnte mit höflichem Dank ab. Er habe sich den Baumeister Lindermann für heute abend ins Hotel bestellt. Da er doch nun mal gezwungen gewesen sei, zur Stadt zu kommen, um Lutz einen Freundschaftsdienst zu erweisen, so wolle er nun hier den Neubau des Knechtshauses in Udenholm, der zum Frühjahr fällig werde, mit dem Bauunternehmer bereden. Und morgen würde er natürlich nach Udenholm zurückkehren. Er verneigte sich besonders tief vor Frau Signe, als er sich nun verabschiedete. „Gnädigste Frau, im Namen meines Freundes Lutz danke ich Ihnen.“

„Aber ich bitte Sie, Herr Herstorff,“ erwiderte die junge Frau, „es ist doch nur meine Pflicht. Ich wüßte sehr gern Näheres über die ungewöhnlichen Verkettungen, durch die das Kindchen hier in meine Obhut gekommen ist. Sie ahnen ja nicht, wie glücklich ich bin, den Kleinen mit nach Terwast nehmen zu dürfen. Ist es indiscret, Herr Herstorff, wenn ich Sie bitte, mich ein wenig näher darüber zu orientieren, wie sich das Schicksal meines Schwagers Lutz gestaltet hat. Sie wissen natürlich,“ setzte sie sehr leise hinzu, „daß Lutz und sein Bruder nicht miteinander korrespondieren.“

„Ich finde Ihren Wunsch durchaus begreiflich, gnädige Frau, es ist das Einfachste,“ er zögerte einen Augenblick lang und griff dann in seine Brusttasche, „wenn ich Sie bitte, Einsicht in den Brief zu nehmen, den Lutz mir aus Paris gesandt hat.“

„Ich danke Ihnen, Herr Herstorff.“

Signe Hellberg hatte keine Hand frei, um sie Günther zu reichen, den sie heute zum erstenmal kennen lernte und zu dem sie von der ersten Minute an ein großes Zutrauen gefaßt, aber sie blickte ihn lächelnd und dankbar an.

Als Günther gleich darauf neben Harry Hegemeister den langen Domberg hinabschritt, sagte er sehr zufrieden, daß das mutterlose Kindchen wahrlich nicht besser aufgehoben sein konnte als unter der Obhut seiner Tante.

„Nein, diese Hete,“ sagte Harry anerkennend. „Du hättest das bloß von Anfang an mit anhören sollen, wie die ins Zeug ging.“

Günther antwortete nichts. Er hatte gar nicht ordentlich hingehört, seine Gedanken wanderten schon wieder nach Udenholm, zu seiner Wirtschaft dort.

Frau Signe hatte nach Terwaft telephonierte: Ein geschlossener Schlitten, eine sogenannte „Kibitte“, sollte sofort nach Reval kommen. Im offenen Schlitten konnte das Würmchen doch nicht über Land gebracht werden. Wärmflaschen, warme Decken, Kissen, alles sollte Frau Signes Kammerzofe mitbringen.

Frau Adda von Hellberg hatte im Laufe dieses denkwürdigen Abends wiederholt ihre Zuflucht zu ihren beruhigenden Tropfen nehmen müssen, und ihre beiden Töchter saßen noch ein Weilchen bei ihr.

Hete kauerte in türkischer Pose auf einem runden Sofa-Kissen auf dem Teppich. Sie empfand nun doch einiges Schuldbewußtsein darüber, daß sie hinter dem Rücken ihrer Mutter Heimlichkeiten gehabt hatte.

Frau von Hellberg lag ganz still mit einem erschöpften Gesichtsausdruck. Die Handlungsweise ihrer jüngsten Tochter hatte neue Saiten in ihrer Seele erklingen lassen. Je mehr sie darüber nachdachte, um so mehr bewunderte sie Hetes Entschlossenheit.

„Vielleicht war es damals gar nicht so schlimm mit dem armen Lutz,“ wagte Hete zu bemerken.

Doralise machte ihrer Schwester ein Zeichen, doch von Lutz zu schweigen. Die Mutter hatte heute wahrlich genügend Gemütsbewegungen gehabt.

Frau von Hellberg gab keine Antwort auf Hetes Worte, aber sie fanden plötzlich in ihr ein Echo. Vielleicht traf Hete in der Leichterzigkeit mit der sie stets Menschen und Dinge nahm, das Richtige. Vielleicht war ihr verstorbenen Gatte, und sie selbst erst recht, damals zu hart gewesen und Lutz zu trotzig, um sich auf Erklärungen oder gar eingehende Entschuldigungen einzulassen.

Und Familiensinn und Anhänglichkeit an das Haus, das ihm immer wie eine zweite Heimat gewesen, besaß Lutz doch noch jetzt, denn sonst hätte er seinen Sohn nicht Albrecht genannt.

## Viertes Kapitel

Das große und schöne Rittergut Terwaß lag auf dem Felsenufer, dem „Glint“, hoch über dem Meeresspiegel.

Von dem kleinen runden Turm aus, der das Herrenhaus flankierte, konnte man die Ostsee weithin überblicken.

Pierre kam sich auf diesem wundervollen Grundbesitz mit Recht wie ein kleiner König vor. Er nahm deshalb auch die Frau, der er dieses beneidenswerte Herrenhaus verdankte, mit in den Kauf. Ja, so drückte sich Pierre Hellberg bisweilen in seinen Gedanken aus. Signe hatte, seiner Meinung nach, nicht das gehalten, was sie versprochen, sie war nicht das, was er zu finden gehofft hatte — eine Frau von Welt, von faszinierendem Reiz, durch den sie alle Welt bezauberte. Er täuschte sich nicht, wenn er vermutete, daß die meisten Menschen, mit denen die junge Frau in der Gesellschaft zusammentam, sie langweilig, ja, fast unintelligent fanden. Dadurch litt Pierres Eitelkeit empfindlich. Das war das Letzte, was in seinen Augen eine Frau sein durfte — langweilig.

Er hatte in der ersten Zeit ihrer Ehe versucht, „etwas aus ihr zu machen“. Doch es war vergebliche Liebesmühe gewesen; sie hatte dazwischen noch etwas geradezu Schulmädchhaftes an sich. Es gab keine engeren geistigen Berührungspunkte zwischen ihnen beiden und Pierre wurde außerdem seine Lehrmeisterrolle sehr bald schon überdrüssig.

Allmählich hatte sich ein kühler Ton zwischen ihnen eingeschlichen — und doch fuhr Frau Signe fort, nach dem Gesichtsausdruck ihres Gatten heimlich zu spähen, aus ihm zu erraten, was er für gut befand und was er bemängelte in der Führung des Haushaltes oder an ihr selber.

Sie hatte Pierre kaum gekannt, als sie seine Braut geworden war. Ihre Verwandten, die Arsanoffs, hatten die Heirat gewünscht. Sie war so jung gewesen, ihr Herz hatte noch für niemand gesprochen. Dann war Pierre Hellberg

mit all seiner weltmännischen Sicherheit gekommen und hatte um sie geworben. Pierres Art konnte bestrickend sein. Die Tante Arsanoff hatte Signe oft gesagt, daß Pierre überall als Freier hätte anklopfen können. Der würde sich so leicht keinen Korb holen. Und er hatte gerade sie, die unbedeutende Signe Zölling, zu seiner Gattin gewählt!

Pierre liebte nur die Vergnügungen, die das Leben auf einem großen Landsitze bot, nicht aber das Landleben an sich. Einsamkeit konnte er vollends nicht vertragen. Und Frau Signe hatte sich daran gewöhnen müssen in Terwast oft, fast beständig Gäste zu sehen. Nun, seit der kleine Albrecht unter ihrer Obhut weilte, war plötzlich eine große seelische Veränderung mit ihr vorgegangen. So sicher fühlte sie sich mit einem Mal. — —

Als Pierre von seinem Jagdausflug heimkehrte, war er nicht wenig überrascht, in Terwast eine Kinderstube vorzufinden, wo eine Amme in estnischer Nationaltracht, dem buntgewebten Rock, dem roten Mieder und der hohen kugelförmigen Haube mit langen, farbigen bestickten Seidenbändern regierte, und wo der jüngste aus dem alten Geschlecht der Hellbergs in einem schneeweißen Wagen, dem schönsten und teuersten, den seine Pflegemutter in ganz Reval hatte auftreiben können, ein wahrhaft beneidenswertes Kleinkinderdasein führte.

Pierre biß sich etwas nervös auf die Lippen, als seine Frau ihm schilderte, wie sie dazu gekommen war, den kleinen Findling nach Terwast zu bringen.

„Warum hast du mir nicht telephoniert, ich war doch zu erreichen?“ fragte er.

Er lag in einem der tiefen Klubsessel seines Arbeitszimmers und hielt seine Hände in den Taschen seiner eleganten graugrünen Jagdjoppe vergraben.

Frau Signe senkte ihren Blick.

„Ich dachte daran, dich anzurufen,“ gestand sie, „dann aber —“ sie stockte und schloß schnell, „fürchtete ich, du könntest nein sagen, Pierre. Lieber eine vollendete Tatsache.“

„Glaubtest du das im Ernst? Unsinn — es ist doch das Kind meines Bruders.“

Pierre erhob sich brüst und machte sich mit dem Briefbeschwerer auf seinem Schreibtisch zu schaffen.

„O, ich danke dir, Pierre. Du bist gut — ach, und ich bin so froh, den Kleinen bei mir zu haben.“

„Der Dank ist ganz auf meiner Seite,“ erwiderte Pierre und zog die Hand seiner Frau ritterlich an seine Lippen. „Du hast dir aber mit der Pflege des Kindes eine Mühe aufgeladen, von der ich nicht einmal weiß, ob Luß sie dir danken wird. Es könnte sein, daß er uns Knall und Fall den Kleinen fortnehmen läßt.“

„Nein — nein,“ rief die junge Frau erschrocken, „das wird er nicht. Günther Herstorff wird ihm alles schreiben. Ich selber will ihm schreiben. Und ich gebe das Kind nicht mehr her — um keinen Preis.“

„Und wenn wir nun eigene Kinder bekämen, Signe? Wird deine Zärtlichkeit für das fremde Kind dann nicht erlöschen?“

„Fremd?“ rief Signe, die zu Pierres sich immer mehr steigender Verwunderung ihre sonstige passive Art ganz abgestreift hatte. „Der Sohn deines Bruders ist uns doch nicht fremd. Und für den kleinen Albrecht werde ich unter allen Umständen immer Liebe genug übrig haben. In der kurzen Zeit schon ist er mir so sehr ans Herz gewachsen.“

Signes Augen glänzten feucht, und Pierre fiel ein, daß er sich schleunigst zu Tisch umkleiden mußte. Signe hatte ihm dazu ja keine Zeit gelassen. Gleich nach seiner Ankunft zu Hause hatte sie ihn um diese Unterredung gebeten. Tränen bei einer Frau, und gar noch bei seiner eigenen Frau, waren Pierre Hellberg einfach fürchterlich, da ergriff er schleunigst die Flucht.

„Es ist wohl bald soweit, daß wir zu Tisch gehen können,“ sagte er hastig. „San Dorento und ich haben einen tüchtigen Hunger von der Jagd heimgebracht. Gib mir aber doch noch schnell den Brief meines Bruders an Günther, von dem du vorhin sprichst, Signe. Ich bin gespannt, nach langer Zeit von Luß, wenn auch nur auf indirektem Wege, zu hören. Danke, Signe, du entschuldigst mich wohl jetzt.“

Er nahm Luß' Brief, küßte seiner Frau nochmals die Hand und wandte sich zum Gehen. Ein leiser Ausruf von Signe hielt ihn zurück.

„Pierre . . .“

„Du wünschest?“

Es klang ungeduldig, aber die junge Frau achtete heute nicht darauf. Sie hatte plötzlich alle Scheu vor ihrem Gatten verloren.

„Derzeit, Pierre, aber ich meine, ist es nicht ein Fingerzeig des Schicksals, daß der Sohn deines Bruders nun in unsere Obhut gegeben ist? Meinst du's nicht auch? Könntet Ihr Euch denn jetzt nicht am Ende nähern, du und Luß.“

Pierre, schon an der Tür, erwiderte halb abgewandt lässig: „Haß und Feindschaft bis an den Grabesrand und gar noch darüber hinaus sind nicht mein Fall. Ob eine Versöhnung zwischen Luß und mir möglich ist, hängt einzig und allein von ihm ab. Onkel Albrecht Hellberg, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, einer vom alten Schlage, denen auch nur der geringste Hauch auf dem Wappenschild einer Todsünde gleich kam, hatte es damals mit Luß überhaupt viel zu sehr auf die Spitze getrieben. Und mein Bruder ist kein Charakter, der sich etwas bieten läßt. Wollen wir abwarten, wie sich nun alles gestalten wird.“

„Bitte, laß mich Luß schreiben, Pierre. Wir Frauen finden manchmal eher die richtigen Worte, um eine Versöhnung anzubahnen, als Männer untereinander.“

Pierre, den Türgriff in der Hand, wandte sich voll um und schaute seine Frau in sprachloser Verwunderung an. Was war eigentlich mit Signe geschehen? Dieses Duckmäuserchen, das kaum ungefragt ein Wort mitgeredet, dieses, wie er gemeint, noch so unfertige, schüchterne Geschöpf trat plötzlich aus sich heraus. Wenn der Mond, der den verschneiten Rasenplatz vor dem Herrenhause zu Termast hell beschien, vom Himmel gefallen wäre, Pierre Hellberg hätte nicht erstaunter sein können, als er es eben über seine Frau war.

„Wenn du dir die Mühe machen willst, mir soll es recht sein,“ sagte er und verließ das Gemach.

Als er lautlos über den weichen Korridorsteppich seinem Ankleidezimmer zuschritt, überlegte er das Geschehene.

Je mehr er darüber nachdachte, es war ein Glück, daß Signe so selbständig gehandelt, daß sie das Kind hierher gebracht hatte. Er hätte seinen Bruder schlecht kennen müssen, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, daß Luß ritterlich seiner Schwägerin Dank wissen würde. Vielleicht kam er dann nach und nach doch über die verjährte Geschichte hinweg.

Nun nahm Pierre sich vor dem Umkleiden, obwohl es höchste Zeit war, doch noch soviel Zeit, um Luß' Brief zu überfliegen.

Ein weiches Gefühl überkam ihn, als er die wohlbekannten Schriftzüge sah. Wer Pierre Hellberg eben erblickt hätte, der hätte ihn gewiß nicht für so blasiert gehalten, wie es schien. Armer Kerl, der Luß! Soviel hatte er durchgemacht. Die Frau verloren! Ob das mit der französischen Erbschaft, die dem kleinen Albrecht zufallen sollte, nun auch seine Richtigkeit hatte?

Vielleicht, wenn Luß so arm wie er die Heimat verlassen, zurückkommen sollte, vielleicht würde er nun doch um seines Sohnes willen eine Hilfe von seinem Bruder annehmen. Pierre war ja reich und einflußreich genug, um Luß die Wege hier zu ebnen. Und wenn Luß klug war, dann ging er nach Jahr und Tag hin und freite um eine der Kusinen, um Doralise oder Hete. Wenn die dann überhaupt noch zu haben waren, diese beiden Goldfischlein! — —

Bei Tisch trank Pierre auf das Wohl des kleinen Albrecht, und der Fürst von San Dorento, der noch vor ein paar Tagen im stillen gemeint hatte, daß Frau Signe Hellberg allerdings ungewöhnlich hübsch, aber nichts weniger als unterhaltend, geschweige denn geistreich sei, nahm sein vorschnelles Urtheil ebenso stillschweigend, aber sehr bereitwillig zurück. Das war ja eine ganz entzückende Frau! Ob das nur Schüchternheit anfangs bei ihr gewesen war? Der Fürst konnte ja nicht ahnen, daß der kleine fremde Junge, der im Gemach neben dem Boudoir seiner Pflegemutter schlummerte, diesen Umschwung in ihrem Wesen bewirkt hatte.

Es war in der That als eine besondere Fügung des Schicksals zu betrachten, daß das Kind, bei dessen Geburt seine Mutter gestorben war, und dessen Vater zur Hebung der Erbschaft unverzüglich nach Frankreich hatte reisen müssen, unter das Dach seiner nächsten Blutsverwandten gekommen war.

Ein glücklicher Zufall, dachte Pierre Hellberg befriedigt. Nun konnte sich doch eine Versöhnung zwischen ihm und seinem Bruder anbahnen. Das Alte war begraben und vergessen. Hetes romantischer Coup war ganz wundervoll geglückt.

„Dieser Kindskopf, die Hete,“ sagte sich Pierre lächelnd, als er abends in bester Stimmung eine seiner vorzüglichen Importen rauchte. „Wer anders als Hete wäre wohl auf den Einfall gekommen, einen sieben Wochen alten Hellberg seiner eigenen Verwandtschaft vor die Türschwelle zu setzen!“

\* \* \*

Das Herrenhaus in Terwaſt war hell erleuchtet. Die heute abgehaltene Elchjagd war glänzend verlaufen. Pierre Hellberg war es gelungen, einen Kapitalhirsch zu erlegen. Das erhöhte seine ohnehin schon vortreffliche Stimmung.

Baron Gölter, der ein ausgesprochener Freund von Randbemerkungen war, meinte während des Jagdfrühstücks im Walde zu seinem Nachbar, dem dicken Landrat Elm: „Sind Sie nicht auch, lieber Landrat, daß man bei Pierre Hellberg und seiner Frau den Eindruck gewinnt, als wäre ihnen ein Stammhalter in der Person dieses hereingeschnittenen Neffen beschert worden. Der Familienzwist, der bei den Hellbergs stattgefunden haben soll, ist jedenfalls beigelegt worden. Irgendetwas Unehrenhaftes wäre Luß Hellberg wohl auch schwerlich zuzutrauen. Ein bißchen viel Eidsichtinn, aber weiter nichts. Mir scheint, ich rieche bereits die schöngebratene Kalbskeule, die auch die Udenhøimſche Frau von Hellberg aufstischen wird, wenn der „verlorene Neffe“ Luß heimkehrt. Pierre machte vorhin eine Andeutung, daß Luß sich hierzulande ankaufen würde. Seine verstorbene Frau, eine aus einer vornehmen Refugiéfamilie, soll ja mächtig viel geerbt haben.“

Baron Gölter's unverwüſtlicher Redseligkeit, seinem Hang, sich mit den Angelegenheiten anderer Leute gern zu befassen, war es zuzuschreiben, daß man über Luß Hellberg nun vollkommen anders urteilte.

Es war heute das erste größere Feſt, das Pierre Hellberg und seine Frau auf Terwaſt veranstalteten. Der gesamte Adel aus der Nachbarschaft war geladen, und Frau Adda Hellberg konnte mit dem Eindruck, den ihre beiden Töchter in der Geſellſchaft heute machten, zufrieden sein. Das roſa Seidenkleid, mit den von Frau Lanz gewaschenen kostbaren Spitzen, ſtand Hete entzückend.

Nach dem Diner saßen die Damen in Frau Signes Boudoir. Die Herren hatten sich zu Mokka und Likören in Pierres Rauchzimmer zurückgezogen.

Auch den Damen wurde in winzigen durchsichtigen Tassen Mokka serviert, und eine der jungen Frauen des Kreises zündete sich, obgleich es eigentlich verpönt war, eine Zigarette an, die sie aus einem Tulaetui ihrem seidenen Ballpompador entnahm.

Das Gespräch drehte sich um den kleinen Albrecht. Man hatte das Kind vorhin zusammen besucht, mit einem geradezu mütterlichen Stolz hatte Frau Signe das zierliche feingliedrige Geschöpfchen herumgezeigt.

„Welch ein Wesen sie von dem Gör macht,“ dachte die Baronin Göller, „es ist ja ordentlich lächerlich, dieses Getue! Nein so etwas ist mir denn doch noch nicht vorgekommen. Daß ein Mensch sich in ein paar Tagen so verändern kann! Geradezu lebhaft ist diese Signe Hellberg geworden.“

Um ein anderes Gesprächsthema anzuschneiden, fragte die Baronin die junge Hausfrau nach dem Schmuck, den sie kürzlich von ihrer Pate, einer reichen Deutschrussin aus Moskau, geerbt habe. Pierre hatte gelegentlich bei Göllers davon gesprochen, nun barst die Baronin, wie sie selbst lächelnd sagte, vor Neugierde, sich das Perlenkollier anzusehen, das in seiner altertümlichen Fassung etwas ganz besonders Kostbares sein sollte.

Frau Signe war sofort bereit, den Schmuckkasten herbeizuholen. Ihre Patin, sagte sie, hatte sie schon als Kind mit kostbaren Geschenken verwöhnt. Nun hatte sie gar noch solch ein köstliches Schmuckstück geerbt. Aber sie selbst, fügte die junge Frau hinzu, machte sich nicht viel aus dergleichen Kostbarkeiten. Wenn sie überhaupt Schmuck trage, so bevorzuge sie einfaches Gold, ohne Steinverzierungen.

Die Kassette, in die das Perlenhalsband gebettet war, stellte schon an sich ein kleines Kunstwerk vor, und die Baronin Göller, die eine Leidenschaft für schönen Schmuck besaß, leider aber nicht über die Mittel verfügte, sich welchen nach ihrem Geschmack zu kaufen, stieß bereits beim Anblick der Kassette einen kleinen Schrei unverhohlenen Entzückens aus.

Nun drängten sich auch die andern Damen herzu, um bewundern zu helfen: Auf weißem Samt lag ein Halsband,

Perlen zu drei Schnüren aufgereiht und in kleinen Abständen von einer in Brillanten gefaßten Perle unterbrochen. Das Schloß wurde von einer flachen, ovalen Kapsel aus mattem Gold gebildet.

„Wundervoll, ganz wundervoll,“ sagte die Baronin Göller fast andächtig und faltete sogar ihre Hände beim Anblick des Kleinods.

Und „wundervoll“ erklang es wie ein Echo rings im Kreise.

Die Baronin Göller ließ die Perlen mit einer an Ehrfurcht grenzenden Vorsicht durch ihre Finger gleiten.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie, „mir ist so, als hätte ich ein ähnliches Halsband schon mal gesehen. Hier in Estland vor Jahren, auf einem Diner war's irgendwo. Man sieht so vielen schönen Schmuck und merkt sich jedes Stück nicht so genau, aber die Perlen hier kommen mir doch so bekannt vor.“

„Mama,“ rief Hete, „sieht das Halsband denn nicht deinem sehr ähnlich, das dir vor Jahren auf der Bahn gestohlen wurde, als du schnell aus Petersburg heimkehren mußt, weil Doralise an der Blinddarmentzündung erkrankt war. Du warst immer so ängstlich mit dem Erbstück, wir durften es uns kaum ansehen.“

Frau von Hellberg gab keine Antwort. Sie hatte ihre Blicke starr auf den Schmuck gerichtet, den die Baronin behutsam wieder in die Kassette legte. Plötzlich sank sie mit einem Seufzer, der wie ein Stöhnen klang, in ihren Lehnstuhl zurück.

„Mama,“ riefen ihre Töchter erschrocken. Frau von Hellberg rührte sich nicht, sie hatte das Bewußtsein verloren.

„Die arme Adda verträgt auch rein nichts mehr,“ rief Tante Leonie, „mit ihren Herzensnerven ist nicht zu spaßen, das sage ich immer. Da hat sie nun die Ähnlichkeit zwischen ihrem Schmuck, er stammte von Lehnsher Seite, den sie noch nicht verschmerzt hat, umgeworfen. Etwas Riechsalz, liebe Signe, oder Kölnisches Wasser.“

Man hatte Frau von Hellberg auf die Chaiselongue gebettet. Signe bat ihre Gäste, sich doch in die anstoßenden Salons zu begeben, Tante Adda würde hoffentlich gleich wieder zu sich kommen. Doralise war nach den Tropfen ihrer Mutter gelaufen, und nun schlug diese auch schon ihre

Augen auf. „Geh nur, Hete, mein Kind,“ murmelte sie. Doralise, liebe Signe, geht nur, laßt mich ein Viertelstündchen allein. Macht kein Aufhebens weiter. Mir ist schon viel besser.“

„Tante Adda, du solltest dich für ein Weilchen zurückziehen.“

„Nein, nein, liebe Signe, es war vorhin etwas heiß bei Tisch. Ich bin diesen gesellschaftlichen Trubel nicht gewohnt. Ein paar Minuten der Ruhe und alles ist vorüber.“

„Sag nichts mehr, liebe Mama, es strengt dich an, liege ganz ruhig,“ bat Doralise zärtlich.

„Geh nur, Signe, deine Gäste werden dich vermissen, sag nur, mir wäre bereits wieder ganz gut.“

„Wenn Mama eine von ihren Ohnmachten gehabt hat, — es hängt mit dem Herzen zusammen, sagt der Arzt, — will sie nachher immer ganz allein bleiben,“ flüsterte Hete Signe zu.

Da folgte Frau Signe den Kusinen. Sie hatte nicht daran gedacht, die Kassette mitzunehmen oder sie wenigstens zu schließen, die Perlen schimmerten in ihrem köstlichen Glanz auf dem weißen Samt von der elektrischen Lampe hell bestrahlt.

Frau von Hellberg richtete sich mühsam empor. Ihr Herz zuckte und pochte unregelmäßig, aber auch wenn sie sich dadurch einer zweiten Ohnmacht aussetzte — sie mußte sich davon überzeugen, ob es sich um eine wunderbare Ähnlichkeit handelte oder . . .

Mit bebenden Händen hob sie die Perlen aus der Kassette, drückte auf eine verborgene Feder des Schlosses — und siehe da, ein Deckel sprang auf und im Medaillon zeigte sich das Miniaturbild des verstorbenen Albrecht von Hellberg.

Ein heftiges Zittern befiel Frau von Hellberg, kraftlos sank sie in den Sessel neben ihr. Das Halsband flirrte auf den mit Silber eingelegten Tisch aus Ebenholz.

Frau Adda schloß ihre Augen, ihre Sinne drohten ihr aufs neue zu schwinden. Mit letzter Willensanstrengung bezwang sie sich. Als sie ihre Augen wiederum öffnete, stand Pierre vor ihr. Lautlos war er über den dicken, weichen Teppich herangefommen.

„Signe hat mich, nach dir zu sehen, Tante Adda,“ be-

gann er, verstummte jedoch jäh, als er den Blick wahrnahm, den Frau von Hellberg auf das Halsband richtete.

Er begriff sofort.

„Mein Gott, Tante Adda, wie ist das nur möglich, Signes Halsband, das sie von ihrer Patin geerbt,“ er erblickte nun auch das Bild im Medaillon.

„Ganz recht,“ flüsterte Frau von Hellberg. „Signes Patin war also die nachher nicht zu ermittelnde Dame, die den Schmuck damals so schnell erstanden hatte. Ich bitte dich nur um eins, Pierre, kein einziges Wort weiter darüber! Hörst du, Pierre, kein einziges Wort Signe gegenüber! Ich will's auf keinen Fall. Es hilft doch nun nicht mehr. Ich habe meinen Schmuck längst verschmerzt. Nur die Erinnerung an all das andere, an meinen lieben Albrecht . . .“

Frau von Hellberg tupfte sich mit ihrem Spitzen'aschentuch nervös die Stirn.

Pierre ergriff ihre Hand und küßte sie.

„Liebe Tante Adda, ist denn wirklich kein Zweifel —“

„Ich bitte dich,“ unterbrach sie ihn, „wie kann von einem Zweifel an der Klarheit der Sache die Rede sein. Sieh her, du hast den Schmuck ja bisher noch nie erblickt. Ich meine den Schmuck, als er noch mein Eigentum war. Dein Onkel Albrecht ließ sich für mich photographieren. Ein einziges Bild nur wurde für dies Medaillon hier hergestellt. Die Feder im Schloß, auf die man drücken muß, damit das Medaillon aufspringt, kennen nur Eingeweihte. Nicht einmal dem Juwelier in Petersburg war sie bekannt, davon bin ich überzeugt. Es ist eine sehr alte, wie ich vermute, niederländische Arbeit. Ein Urgroßvater Lehn hat die Perlen mit seiner Frau, einer reichen Vlāmin, erheiratet.“

Frau von Hellberg ließ das Schloß zuschnappen.

„Die Baronin Gölter besitzt ein sehr scharfes Gedächtnis für schönen Schmuck. Zum Glück ist sie diesmal doch nicht ganz sicher, wo und an wem sie das Halsband gesehen zu haben glaubt. Ich trug es auf dem Diner beim Gouverneur, das die Provinz ihm gab, kurz vor meiner Reise mit Onkel Albrecht nach Petersburg. Der Schmuck befand sich überhaupt nicht in Udenholm, sondern hier in Reval in der Bank in unserem Safe dort. Ich glaubte das Familiensilber und diesen Schmuck in Udenholm nicht sicher genug für unsere Erben aufbewahrt, seit in der Nachbarschaft eingebrochen

worden war und man nur einen Teil des gestohlenen Silbers wieder hatte ermitteln können. Bitte, Pierre, ich wiederhole es, kein Wort weiter über die Sache. Doralise und Hete und Tante Leonie sind auch bereits aufmerksam geworden. Wozu die alten Geschichten wieder aufrühren. Signe könnte forschen, fragen, Vermutungen anstellen, Ermittlungen veranlassen. Ich handle in Onkel Albrechts Sinn, wenn ich alles totschweige. Nur wir beide, Pierre, wissen darum, daß die Perlen hier einst zum Familienschmuck gehört haben."

Pierre beugte sich zum zweitenmal über die Hand seiner Tante. Er war sehr blaß, in seinen Augen flammte es düster auf. Er wollte etwas sagen, doch er biß sich auf die Lippen und schwieg.

"Schließe den Schmuck deiner Frau fort, Pierre," bat Frau von Hellberg. "Signe scheint sehr sorglos mit dergleichen Kostbarkeiten umzugehen. Dann bitte ich um deinen Arm, führe mich zur Gesellschaft, mir ist nun schon viel besser und ich will Euer reizendes Fest nicht stören. Erst wenn meine Töchter mich wieder im Kreise Eurer Gäste sehen, werden sie über mein Befinden beruhigt sein und nach Herzenslust tanzen können. Ich hörte, du hast Regimentsmusik aus Reval bestellt, Pierre. Recht so, daß du Feste in großem Stile gibst. Du hast es ja dazu, und man ist seinem Namen in jeder Hinsicht Rücksichten schuldig."

Frau von Hellberg trug ihren Kopf nun wieder so aufrecht und stolz wie sonst. Die kurze körperliche Schwäche war vorüber. Noch ebhte die seelische Erregung in ihr nach, aber sie hatte sich vortrefflich in ihrer Gewalt. Am Arm ihres Neffen, auf den sie stolz war, rauschte sie in den Saal, wo die Musik einen Walzer zu spielen begann: „Rosen aus dem Süden“, einen Walzer, von dem Hete mit der ganzen Inbrunst ihrer 18 Jahre nachher behauptete, man könne sich nach ihm „einfach tottanzen“.

Frau Abda von Hellberg sah eine kleine Weile dem Tanz zu und stahl sich dann unbemerkt davon in das Kinderzimmer, wo im Schein einer mattrosa Ampel der kleine Albrecht schlief.

Die Amme, die neben dem Bettchen gesessen, machte der gnädigen Frau ehrerbietig Platz. Liebkosend glitt Frau von Hellbergs Hand über die weiße Decke. Das hier war nun Luß Hellbergs Sohn! Sie wunderte sich selbst darüber, daß

sie begonnen hatte, weit milder über diesen Neffen zu denken, der ihrem Gatten die letzten Jahre seines Lebens vergällt, ihm soviel Kummer bereitet hatte. Die andern nahmen ja alle blindlings für ihn Partei. Tante Eising in ihrer stummen Art, Onkel Leopold in seiner brummelnden Weise, Günther offen und herausfordernd, Doralise und Hete, kurz alle, alle.

Frau von Hellberg beugte sich über diesen kleinen Schläfer im weißen Steckfissen. Ihr war's, als habe sie ihm etwas abzubitten. Sie, seine rechte Großtante, hatte ihn verstoßen wollen. Da hatte Hete, die doch knapp den Kinderschuhen entwachsen war, viel mehr mütterliches Empfinden an den Tag gelegt. Frau von Hellberg besaß bei all ihrem Hochmut, ihrer Kälte, doch ein gewisses überfeines, sensitives Gefühl. Der Zwischenfall mit dem Halsband hatte ihre Nervosität noch gesteigert.

In einer vagen Ideenverbindung mit dem mutterlosen Kinde hier vor ihr und ihren eigenen Töchtern, die drüben im Saal tanzten, dachte sie an den Zeitpunkt, wo Hete und Doralise die Mutter nicht mehr haben würden. Vielleicht würde das schon bald sein! Um Doralise bangte ihr nicht. Die würde es niemals vergessen, was sie sich als einer Hellberg schuldig war. Die würde schwerlich einen Gatten unter ihrem Stande wählen. Aber Hete mit ihrem Temperament, ihren oft so überspannten Ansichten vom Leben, für Hete mußte vorgesorgt werden. Baron Göller würde Vormund werden. Auf alle Fälle mußte sie das bald schon bestimmen. Er war ja etwas schwachhaft, der gute Baron, aber feudal in seinen Anschauungen und besaß gesellschaftlich viel Verbindungen.

Frau von Hellberg setzte in Gedanken ihren letzten Willen auf. Sie wußte, ihre Töchter würden nicht daran rütteln, auch wenn das Schriftstück nicht ihren eigenen Wünschen und Neigungen entsprechen sollte. Doch was wußten die beiden jungen Dinger vom Leben? Sie, die Mutter, mußte beizeiten vorsorgen. — —

Günther Herstorff hatte Luß telegraphisch mitgeteilt, daß sein Sohn vorzüglich untergebracht sei. In dem Brief, den Günther dieser Depesche nachsandte, hatte Frau Signe Hellberg die Hauptrolle gespielt. Auch von Hete stand drin — Hete zu umgehen, wäre ja unmöglich gewesen. —

Lutz hätte nichts ungelegener kommen können, als dieser Zwischenfall mit seinem kleinen Jungen, für den er kaum einen Blick gehabt hatte; durch den grenzenlosen Schmerz am Totenbette der Mutter des Kleinen ganz hingenommen.

Sein Sohn unter dem Dache seines Bruders! Das Revaler Findelhaus wäre ihm, so dachte er im ersten Impuls, ein angenehmerer Aufenthalt für Albrecht gewesen. Die Hete hatte der Teufel geritten, sich in Dinge hineinzumischen, die sie gar nichts angingen. Zum Kuckuck mit dieser verrückten Aussetzungszene, die sie aus irgendeinem Roman herausgelesen haben mußte.

Dann aber gewann die ruhige Überlegung in Lutz die Oberhand. Und die sagte ihm, daß das Kind doch nirgends besser aufgehoben sein konnte, als unter der Obhut seiner Tante, von der Günther eine so günstige Schilderung entworfen hatte. Und dann war ein Schreiben von Signe selbst eingetroffen. So lieb und schlicht hatte die junge Frau ihm geschrieben. Nicht er, das suchten ihm ihre Zeilen klar zu machen, war der Empfänger, nein, er war der Gebende, der Gewährende, er machte ihr ein großes, ein übergroßes Geschenk damit, wenn er sein Kind in ihrer Obhut ließ.

„Auch Pierre ist froh und glücklich, Ihren kleinen Sohn bei uns zu haben, lieber Lutz. Albrecht ist das reizendste Kind, das ich kenne, mein Leben erscheint mir erst jetzt ausgefüllt, seit ich das süße, kleine Geschöpf pflegen darf. Es soll ihm bei uns an nichts fehlen. Ich werde Ihnen auch regelmäßig Nachrichten über Albrechts Ergehen senden, und ich hoffe — wir hoffen, Pierre und ich, daß Sie sich bald persönlich davon überzeugen werden, daß für Albrecht bei uns alles, was in unsern Kräften steht, getan wird. Pierre hofft jedenfalls bestimmt, daß Sie demnächst nach Estland zurückkehren, daß Albrecht die Brücke ist, die Sie zu uns zurückführen wird. Das sind Pierres Worte, die ich nachschreibe.“

Lutz überlas diese Stelle im Brief zweimal, stützte seinen Kopf in die Hand und schaute finster vor sich hin.

Durch das geöffnete Fenster seines Pariser Hotelzimmers drang die laue Winterluft und umschmeichelte ihn. Er jedoch sehnte sich nach atemraubender frischer Kälte, nach dem kräftigen Hauch des Nordens. In Estland lag nun

hoher Schnee, klirrte der Frost durch die weißbereiften Wälder.

Oh, wie das Heimweh den einsamen Menschen plötzlich packte, wie es an ihm zerrte und riß! Fort! Nach Hause! In die alte geliebte Heimat zog es ihn so übermächtig.

Lutz Hellberg war keineswegs sentimental, aber die Liebe zu seiner Heimat saß so fest in ihm, so unausrottbar, daß er doch weich zu werden vermochte, wenn ihn das Heimweh wieder mal so gewaltsam packte wie heute. Signes Brief hatte alte Bilder aus seiner Knabenzeit in ihm heraufbeschworen: Udenholm war ihm und seinem Bruder eine zweite Heimat geworden, nach dem Tode der Eltern. Und nun saß Pierre auf eigener Scholle daheim. Was hinderte jedoch ihn, Lutz, daran, ebenfalls in Estland Grundbesitz zu erwerben? Die Erbschaft, die seinem Sohne hier in Frankreich zugefallen war, die er flüssig zu machen gedachte, versetzte ihn als den Vermögensverwalter des Kleinen in die Lage, für diesen Grund und Boden dort zu erwerben, wo die Hellbergs seit vielen Jahrhunderten ansässig waren. Und zwar hatte sich ihm hier in Paris aus erster Hand die Gelegenheit dazu geboten. Er brauchte nur den Kaufvertrag, der fix und fertig vorlag, zu unterzeichnen. Bisher hatte er damit noch gezögert. Er wußte eigentlich selber nicht warum, denn nach Estland zurückzukehren war doch nur noch eine Frage der Zeit für ihn. Nun aber kam es plötzlich mit Sturmesgewalt über ihn. Heim — heim! So schnell als möglich wollte er alles Geschäftliche hier ordnen. Schon der eben gefaßte Entschluß war für ihn eine seelische Befreiung.

Er sprang auf und durchmaß mit raschen Schritten das von der Winter Sonne hell erleuchtete Gemach.

Ein troziger Zug lag um seine Lippen. Mit einer hastigen Handbewegung strich er sich über den kleinen blonden Schnurrbart. Er wollte es seinen Leuten daheim schon zeigen, wenn einer bloß wagen würde, ihn schief anzusehen.

Achten sollten sie ihn, der dort für einen Entgleisten gegolten. „Gegolten“, jawohl, nun würde der Wind dort wohl anders wehen. Nicht als ein Bettler kehrte er heim. Wenn es auch das Geld seines Sohnes war, das er verwaltete, so eröffnete es ihm doch die Möglichkeit, selbst festen Fuß in

Estland zu fassen. Daß er etwas leisten konnte als Landwirt, das hatte er in der Stellung dort unten im Süden Rußlands vollauf bewiesen.

Luz setzte sich an seinen Schreibtisch, der mit Rechnungen und Dokumenten aller Art bedeckt war, ergriff einen Bogen Briefpapier, und schrieb ohne nachzudenken:

Verehrtester Baron!

Darf ich Sie morgen um 12 Uhr aufsuchen, um die zwischen uns schwebende bewußte Angelegenheit zu einem endgültigen Abschluß zu bringen. Sollte Ihnen ein anderer Zeitpunkt angenehmer sein, so erbitte ich Ihren telephonischen Bescheid.

Mit bestem Gruß  
Ihr ergebenster

Luz Hellberg.

Luz steckte den Brief so hastig in einen Umschlag, als fürchte er doch noch anderen Sinnes zu werden, klingelte nach der Hotelbedienung und übergab das Schreiben zu schleuniger Weiterbeförderung.

Der Brief, der über Luz nächste Zukunft entschied, trug die Adresse Sr. Exzellenz des Herrn Kammerjunkers Baron von der Döhlen.

---

---

## Fünftes Kapitel

---

Der Wohltätigkeitsbasar zum Besten der Armen der Domgemeinde, zu dem Frau Adda von Hellberg reichlich beige-steuert hatte, auf dem Doralise und Hete Pfefferkuchen und Limonade verkauften und durch ihre hübschen frischen Erscheinungen und geschmackvollen Toiletten die Blicke des zahlreichen Publikums auf sich lenkten, hatte bis nach Weihnächten verschoben werden müssen.

Eigentlich war es nicht die rechte Zeit dazu, Feste, wenn auch Wohltätigkeitsfeste, zu feiern. Die drohende Kriegsgefahr im fernen Osten beschäftigte die Gemüter im Grunde aber doch nicht so sehr, als man hätte erwarten dürfen.

Es gab nach wie vor Optimisten im Lande, die an den unvermeidlichen Krieg zwischen Rußland und Japan nicht glaubten, einfach nicht glauben wollten.

Die Baronin Gölter, die zwei ihrer Neffen unter den Gardemarins hatte, meinte hochfahrend, als jemand vom Kriege sprach:

„Ich bitte Sie, die Japaner werden es nie und nimmer wagen, sich mit uns zu messen. Mein Neffe Egbert, sein Schiff ist bei Port Artur im Gelben Meer stationiert, hat noch kürzlich nach Hause geschrieben, sie hätten dort einen reizenden kleinen Ball im Hause eines Admirals mitgemacht. Man tanzt im fernen Osten, man denkt nicht an Kanonen und Belagerung.“

Frau Adda von Hellberg meinte im stillen, daß solch ein Basar im allgemeinen sehr nett wäre, aber die Kreise, die sich hier berührten, viel zu sehr gemischt seien. Da verkaufte Hete soeben einer dicken Frau in einem Seidenkleide, das in schreienden Farben gehalten war, ein Paket Pfefferkuchen. Und die Person wehrte ordentlich prozig mit der dicken ungepflegten Hand ab: „Nein, nein, Fräuleinchen, nicht herausgeben, 's ist doch für die Armen.“

Und dort stand dieser unausstehliche Harry Hegemeister neben Doralise und redete eifrig auf sie ein.

Wenn's nicht wegen der alten Pastorsleute gewesen wäre, Frau von Hellberg hätte ihren Töchtern nun und nimmer mehr diesen kameradschaftlichen Verkehr mit dem jungen Chemiker gestattet. Doch ihr seliger Mann hatte immer sehr viel von Pastor Hegemeister gehalten, und mit allem, was ihr Albrecht seiner Zeit gesagt oder getan hatte, trieb seine Witwe nun einen wahren Kultus. Nur das eine über sah sie konsequent, seine Vorliebe, die er für Günther Herstorff gehegt hatte.

Hete revoltierte geradezu, wenn ihre Mutter irgend etwas gegen Harry sagte. Wenn Hete nur halb so nett gegen Ditto Arfnal sein wollte, wie sie es gegen Harry war! Die Arfnals waren solch eine alte gute Familie, bis in das 14. Jahrhundert reichte ihr Stammbaum zurück. Heiraten zwischen Arfnals und Hellbergs waren schon dagewesen. Nicht etwa, daß Frau von Hellberg Ditto irgendwie geistreich oder besonders anziehend gefunden hätte, nein, keineswegs, aber er war nun mal ein Arfnal, und schon deshalb konnte sich ein simpler Harry Hegemeister auf keinen Fall mit ihm messen. —

Harry und Doralise redeten von ernstern Dingen, die nicht in das fröhliche Milieu hier hereinpasteten.

„Es gibt Krieg,“ sagte Harry, „vielleicht morgen, vielleicht auch schon heute.“

Doralise blickte ihn mit großen, erschrockenen Augen an. Krieg! Damit verband sich für sie der Begriff vom Furchtbarsten, das es überhaupt in der Welt gab.

„Krieg,“ wiederholte sie leise. „Nein, Harry, das darf ja gar nicht sein. Glauben Sie im Ernst, daß es dazu kommt? Die Baronin Göller sagte doch vorhin, es wäre ganz unmöglich.“

„Frau Baronin Göller, na ja, die muß es ja wohl wissen,“ meinte Harry mit unverhohlener Ironie.

„Mußt du — müssen Sie dann auch mit?“ fragte Doralise, und ihr selber unbewußt klang eine angstvolle Note aus ihrer Stimme. Ihr war plötzlich gar nicht mehr festlich zu Mute — die vielen Lichter, die Menschen um sie herum, alles verschwamm vor ihren Blicken. Und das Stimmengewirr betäubte sie förmlich.

„Nein, ich bin einziger Sohn, ich brauche nicht mitzugehen. Um meiner alten Eltern willen täte es mir auch leid. Ich selbst ginge gern.“

„Aber Harrn,“ sagte Doralise vorwurfsvoll. „Ach, ich finde jeden Krieg entsetzlich, ich denke immer nur an die vielen Tränen, die dann geweint werden.“

„Sie denken, wie die meisten Frauen, nur mit dem Gefühl, Doralise,“ erwiderte Harrn lächelnd. „Es ist ja auch das schöne Vorrecht der Frauen, ihrem Herzen die erste Stimme einzuräumen. Doch,“ fuhr er ernst fort, „ich fürchte, daß wir Krieg in der eigenen Provinz haben werden. Ich staune über den Optimismus der meisten, die geflissentlich blind sind gegen Dinge, die sich doch vor ihren sehenden Augen vollziehen. Wir auf der Fabrik kommen ja stets mit der arbeitenden Klasse in Berührung. Besonders auf der Meinzschen Fabrik gibt es viele Köpfe, in denen es schon lange rumort. In der Residenz sind Arbeiterstreiks doch schon etwas Alltägliches geworden. Das spornt hier zur Nachahmung, — Aber das ist eigentlich keine Festunterhaltung.“

„Nein, bitte, bitte, reden Sie nur weiter. Wir auf dem Dome erfahren ja nichts von derlei Dingen, die sich doch in unserer nächsten Nähe abspielen.“

Harrn lachte kurz auf.

„Ihr Dom hat seine chinesische Mauer, und jede Familie, die dort droben haust, wohl gar noch ihre besondere. Und so wissen Sie wohl auch nicht, daß es überall unter dem Landvolke gärt.“

„Bei uns in Udenholm war doch alles ruhig. Ist es sicherlich auch jetzt noch ruhig,“ widersprach Doralise eifrig.

„Ja, das schreibt mir auch mein Vater, aber doch ist der alte Herr, der seine Bauern einmal gut kennt, nicht ohne Besorgnis. Und denken Sie doch bloß daran, was in Kurland und in Livland schon alles zwischen Bauer und Gutsherrschaft passiert ist. Offener Kampf! Glauben Sie denn wirklich nicht, daß es hier nach kurzer Zeit ebenso aussehen wird?“

„Unsere Esten,“ widersprach Doralise aufs neue, „unsere Esten sind treu und sind anders geartet als die Letten. Baron Gölter und Onkel Leopold stellten das noch neulich fest.“

„Ich zweifle stark, daß die beiden Herren recht behalten,“ meinte Harrn. „Ich glaube an keine Ruhe im Lande.“

Ich glaube, daß der Krieg im fernen Osten hier das Signal zu einem Bürgerkriege geben wird. Und passen Sie mal auf, Doralise, sobald der Streik unter unsern Revaler Arbeitern losgeht, sind die von der Meinzeschen Fabrik die ersten, die ihre Arbeit niederlegen. Wenn Sie mal zu ungewohnter Zeit die Dampfpeife aus einer oder der andern Fabrik hören, dann wissen Sie, daß das der Anfang vom Ende ist. Unser Chef steht außerdem sehr schlecht. Das hat nichts auf sich, daß Frau Meinze, seine Mutter, dort drüben soeben hoheitsvoll Zerkle hält, und daß das Meinzesche Kupee mit den berühmten Grauen vor der Tür der Börsenhalle wartet. Es wird alles draufgehen, alles. Bitte, betrachten Sie jedoch meine Worte als nur für Sie berechnet, Doralise. Sie haben ja zum Glück in Udenholm einen getreuen Hüter an Günther, der auch bei seinen Leuten sehr beliebt ist. Ich habe meinen alten Vater vergeblich gebeten, sich pensionieren zu lassen und ganz nach Reval zu ziehen. Aber er hört nicht auf mich. „Das wäre Fahnenflucht,“ sagte er. Und wenn es schon zum Ärgsten kommen sollte, dann brauchten ihn seine verblendeten Leute auf dem Lande erst recht, und er wolle doch sehen, ob die Jungen, die er getauft und eingegesegnet, die Männer, die er getraut, deren Eltern er beerdigt habe, es wagen würden, die Hand gegen ihren langjährigen Seelsorger zu erheben. So ist mein alter Vater, und im Grunde stimme ich ihm ja bei.“

„Und für sich selber fürchten Sie nichts, Harry? Ich denke, die Vorgesetzten in einer Fabrik, wo ein böser Streik ausbricht, sind doch auch in Gefahr.“

„Selbstverständlich! Einem Kollegen von mir ist auch bereits gedroht worden, daß man ihn in einen Kohlenfaß stecken, und auf einem Schubkarren aus der Fabrik fahren würde. Aber bange machen gilt nicht. Und mir passiert schon so leicht nichts. Unsere Leute wissen, daß ich gerecht bin, und es gut mit ihnen meine. Nun aber auf Wiedersehen, Doralise, ich glaube, Ihre Frau Mutter wünscht Sie zu sprechen. Sie winkt Ihnen.“

Er schüttelte Doralise die Hand und empfahl sich. Im Vorübergehen machte er Frau Adda von Hellberg eine Verbeugung. Als er auf die Straße trat, sprühte ihm ein feiner Schneefall entgegen.

Die Fahnen zu beiden Seiten der großen Eingangstür hingen schlaff in der Nässe herunter, zwei Schutzleute spazierten auf dem schlüpfrigen Bürgersteig auf und nieder. Und im Schnee kamen und gingen die Besucher des Basars unermüdlich. Ein eleganter Schlitten hätte Harny beinahe umgefahren, als er den Straßendamm überschritt.

Der im großen russischen Pelz stehende Kutscher konnte gerade noch zur rechten Zeit die Pferde zügeln.

Es waren Pierre Hellberg und seine Frau, die von einem Diner kamen und nun noch auf ein Viertelstündchen den Basar besuchen wollten.

Signe hatte Eile, nach Hause zum kleinen Albrecht zu kommen. Aber Pierre hatte darauf bestanden, daß sie ihm auf den Basar begleitete.

„Ich könnte beinahe eifersüchtig auf den kleinen Kerl werden,“ hatte er ihr zugeflüstert, als sie vom Nachhausefahren gesprochen hatte.

Eifersüchtig? wiederholte Signe in Gedanken erstaunt. Eifersüchtig! Das Wort klang in ihr nach, verfolgte sie, als sie ihre silberbestickte Schleppe hinter sich herziehend, durch die Menge schritt. Eifersüchtig! So kannte sie ihren Gatten ja überhaupt noch nicht. Es war natürlich ein Scherz von ihm. Pierre eifersüchtig, dieser kühle, korrekte Mensch! Es war unmöglich!

Signe Hellberg ahnte ja nicht, welsch ein neuer Reiz in der letzten Zeit von ihr ausging, ein Reiz, der auf eine Natur wie die Pierres merkwürdigerweise wirkt. Das Mütterliche in ihrem Wesen zog ihn an — das Zarte, Mädchenhafte, Schüchterne hatte ihn unberührt gelassen.

Seit das Kind im Hause war, hatten ihre Blicke einen wunderbar vertieften Glanz. Wenn man die junge Frau früher angeredet hatte, so war es oft gewesen, als erwache sie, bevor sie eine Antwort gegeben, erst aus einem Traume, der sie in fremde Welten geführt.

Das Lebensvolle, Strahlende, das sich nun in ihrem Wesen ausprägte, verlieh ihr diesen Reiz, dem ihr eigener Gatte immer mehr unterlag.

Es war inzwischen zu einer Versöhnung zwischen den Brüdern gekommen. Luß hatte seine Ankunft in Estland für den Vorfrühling in Aussicht gestellt.

Seine schöne junge Frau am Arme führend, schritt Pierre Hellberg durch das Gedränge in der Börsenhalle, wo der Basartrubel seinen Höhepunkt erreicht hatte. Manche neidvolle Blicke folgten den beiden. Vielen erschien es, daß Pierre Hellberg es viel zu gut im Leben hatte. Im Gegensatz zu seinem Bruder besaß er keinen einzigen guten Freund, nur Bekannte.

„Es ist großartig,“ äußerte Baron Gölter zu seinem Nachbar am Tisch, wo er sich festgesetzt hatte und Sekt trank, „es ist großartig, welche ein Glück diese Brüder Hellberg gemacht haben, die doch von Hause aus arme Jungen waren. Heiratet der Luß so recht ins Blaue hinein, und siehe da, seine Frau erbt plötzlich ein Vermögen. Von Pierre gar nicht zu reden! Süperbe Frau, diese Frau Signe!“

Die Baronin Gölter jedoch war der jungen Frau gram, weil Signe sich um die Mühe, beim Basar persönlich mit-zuhelfen, herumgedrückt hatte.

„Ja, wer so mit Schecks um sich werfen kann wie Signe Hellberg, dem wird dann auch jede Albernheit verziehen. Als ob sie wirklich soviel mit ihrem Pflegekind zu tun hätte, um sich hier nicht ein bißchen nützlich machen zu können. Sie tut ganz so, als wäre der kleine Albrecht ihr leiblicher Sohn.“

„Ach, laß sie doch, Mama,“ sagte Litta Gölter gelangweilt und warf hinter ihrem Verkaufsstand hervor einen schmachttenden Blick zu Ditto Arnal hinüber. „Geld ist doch nun einmal Triumph in der Welt, Mama.“

„Dann hat man in Estland jedenfalls herzlich wenig Trümpfe auszuspielen, liebes Kind,“ erwiderte die Baronin trocken.

Litta ging nun schon den zweiten Winter aus, aber trotz ihrer Petersburger Toiletten wollte sich noch kein annehmbarer Freier einstellen. Dann mußte man ja schließlich mit einem Ditto Arnal vorlieb nehmen. Die arme Litta, dachte ihre Mutter bekümmert. Aber sie hatte nun mal die Ansprüche einer Prinzessin. Die waren ihr angeboren. Und in den Augen der Baronin Gölter waren diese Eigenschaften etwas Verdienstvolles.

Sie lächelte befriedigt, als sie Ditto Arnal auf ihre Tochter zusteuern sah. Er bezahlte das Glas Himbeerlimonade, das Litta ihm kredenzte, mit einem Hundert-

rubelschein. In den Augen der Baronin war Ditto, der lange Ditto mit dem strohblonden Schnurrbart und den wässerigen ausdruckslosen Augen plötzlich gar nicht mehr so unbedeutend.

„Litta hat ganz recht,“ philosophierte sie, „Geld ist und bleibt unter allen Umständen überall Trumpf.“

Ein paar Stunden später lag die Börsenhalle mit ihrem uralten Portal still und dunkel da. Die großen Fahnen in den Landesfarben hingen im fallenden Schnee schlapp herab.

Droben auf dem Dom lag Doralise Hellberg in dieser Nacht schlaflos. Harrns Worte gingen ihr unablässig nach. Mit einem Male saß sie aufrecht in ihrem Bett und lauschte angestrengt . . . Horch! War das nicht der Ton einer Fabrikpfeife? Und die Stille der Nacht um sie her wurde ihr unerträglich. Sie beneidete hete um ihren festen gesunden Schlaf. Was war das nur mit ihr selbst? Plötzlich erschien ihr ihre ganze Umwelt wie verwandelt. Hatte sie sich wohl jemals früher irgendwelche Gedanken über das Proletariat gemacht? Niemals. Es war doch eine vom lieben Gott eingesezte Ordnung in der Welt, daß es Herren und Knechte gab . . . Harrn Hegemeister hatte soviel Mitleid mit jener Klasse von Leuten, um die sich Doralise nie gekümmert hatte. Und Pastor Hegemeister setzte sich ruhig einer großen Gefahr aus, um seine verirrtten Schäflein nicht zu verlassen! Sie hatte über all' diese Dinge im Leben ja niemals ernsthaft nachgedacht. — —

\* \* \*

Krieg! — Wie ein Blitzstrahl traf die Nachricht ein.

Niemand in Estland hatte so recht an die Möglichkeit eines Krieges geglaubt. Und nun waren die Japaner in aller Stille bereits zum Angriff übergegangen.

Onkel Leopold hatte die Hiobspost aus dem Aktienklub, wo er täglich seine Zeitungen zu lesen pflegte, mit nach Hause gebracht.

Krieg! Wie eine blutrote Fackel stand das Wort vor Doralisens Augen. Sie war blaß geworden, als Onkel Leopold aufgereggt berichtet hatte, aber sie verlor kein Wort.

Hete schmiegte sich an ihre Mutter. Sie war immer so zärtlichkeitsbedürftig, wenn sie irgendetwas erschreckte.

„Ach, Mamachen, wie furchtbar. Wer hätte das gedacht.“

Es lag aber doch kein Grundton tieferer Trauer in ihrer Stimme. Wenn die dort unten am Gelben Meer aufeinander loschlugen, hier in Reval war man doch vor allen Kriegsgreueln sicher.

Aber dann begann Hete plötzlich zu weinen. Wie furchtbar! Nun mußten so viele ins Feld. Günther am Ende gar auch noch. Doch Onkel Leopold beruhigte Hete darüber, Günther war nicht militärpflichtig. Ja, aber dann Luß und Pierre. Beide Hellbergs hatten ihr Jahr bei den Dragonern an der polnischen Grenze abgedient. Pierre wäre eins der Garderegimenter in Petersburg lieber gewesen, doch sein Onkel Albrecht hatte ihm erklärt, daß er keine Kopeke Zuschuß für eins dieser teuren Regimenter geben würde.

Frau Adda von Hellberg zählte her, wer wohl alles von den Hellbergs einberufen werden würde. Das war ihre Art. Nicht an das Allgemeinwohl dachte sie, nicht an das Schicksal von Völkern, nicht an die große, übergroße Tragik, die sich nun vollziehen mußte, zu der die heutige Alarmnachricht den Auftakt gegeben hatte. Nein, Frau von Hellberg überlegte zunächst, wer wohl alles von den Hellbergs, denen sie im Grunde innerlich ganz fern stand, einberufen werden könnte.

Ein paar von der Nebenlinie dienten ja gegenwärtig ihr Freiwilligenjahr ab, die kamen natürlich zuerst in Betracht. Weiter dachte Frau von Hellberg nicht hinaus.

Japan, das lag ja so entfernt. Als Tante Leonie aufgeregert und mitteilungsbedürftig auf dem Dom erschien mit einem ganzen Saß voll Kriegsnachrichten, die sie auf einem eiligen Rundgange bei ihren Bekannten unten in der Stadt eingesammelt hatte, da zeigte Frau von Hellberg nur sehr wenig Interesse für das, was jetzt die meisten in Atem hielt, sie fragte vor allem:

„Was meinst du, Leonie, ob ich wohl Tante Brigitte ein paar Zeilen schreibe? Ihre beiden Söhne dienen ja an der polnischen Grenze bei den Dragonern, wie alle Hellbergs. Wenn die in den Krieg müssen, so bleibt ihr nur der Jüngste, der Charly, und der ist doch so kränklich.“

Wie gut, daß sie, Adda Hellberg, keine Söhne hatte, ihr halbes Leben hindurch hatte sie sich gegrämt, daß sie keinem Erben von Udenholm das Leben geschenkt hatte, heute aber fühlte sie sich zum erstenmal mit ihrem Schicksal versöhnt.

Dann aber murrte sie doch wieder. Es hätte ja ein einziger Sohn sein können, und der wäre doch nicht dienstpflichtig gewesen dem russischen Gesetze nach.

In Doralisens Ohren lag seit der Krieg ausgebrochen war, immerzu der Schall von Alarm verkündenden Fabrikpfeifen.

Einzelne kleine Streiks abgerechnet, blieb jedoch bis auf weiteres in Reval alles ruhig. Und man begann sich hier nach und nach an die Tatsache zu gewöhnen, daß der Krieg im fernen Osten Opfer um Opfer forderte. Es ging hier doch alles seinen gewohnten Gang weiter, der Schauplatz des blutigen Ringens lag ja so fern. Nur wenn Militärtransporte aus Reval in die Mandchurei abgingen, dann traten die Kriegsereignisse wieder in den Vordergrund.

Mitte März erhielt Pierre Hellberg, vollkommen unerwartet, seine Einberufungsorder. Wenn er ehrlich gegen sich selbst war, gern leistete er dem Gebot der Pflicht nicht Folge. Wenn Onkel Albrecht, dachte er, ihn seinerzeit bei der Garde sein Jahr hätte abdienen lassen, so hätte er jetzt seine Frau und seinen schönen Besitz nicht zu verlassen brauchen. Die Gardeoffiziere kamen doch nur ausnahmsweise für den Dienst in der Front in Betracht.

Frau Signe war mehr erschrocken als verzweifelt über die Trennung von Pierre. Jeder laute Schmerzensausbruch lag ihrer ganzen Art auch fern.

Pierre empfand ein schmerzliches Staunen darüber, daß sie ihn, wie er sich bitter sagte, „so leichten Herzens“ ziehen ließ. Und er ging doch möglicherweise in den Tod. Natürlich, sie ging ja vollkommen in der Pflege ihres kleinen Neffen auf. Und er, Pierre, hatte es ja wohl auch nicht verstanden. Nun stand er wie ein Fremder vor verschlossenen Türen.

Zornig biß er seine Zähne aufeinander. Es war alles seine eigene Schuld. Er hatte nach Geld geheiratet, hatte nur eine flüchtige Verliebtheit für das schöne kindliche Mädchen empfunden. Nun rächte sich das jetzt, wo ihm der Abschied von Signe so schwer fiel, so entsetzlich schwer, wie er es nie geahnt hätte.

Aber mit keiner Silbe verriet er es ihr.

„Mit Gott, Pierre,“ sagte sie beim letzten Abschied und küßte ihn unter Tränen. Er aber spürte es, daß es mehr

schwesterliche Trauer war, die sie empfand, als Kummer einer Frau, die ihr Liebstes hergeben muß.

Frau von Hellberg zeigte sich tief bewegt, als ihr Neffe auf dem Dom vorsprach, um sich zu verabschieden. Frau Abda küßte Pierre auf beide Wangen und dachte: „Wir beide sehen einander zum letzten Mal im Leben. Eine innere Stimme sagte ihr, daß sie den Neffen niemals wiedersehen würde. Sie begann laut zu schluchzen, krampfhaft, und Doralise, die einen Herzanfall befürchtete, lief nach den nervenberuhigenden Tropfen.“

Hete stand dabei und dachte einmal übers andere:

„Gott sei Dank, daß weder Harry noch Günther noch Luß in den Krieg müssen.“ Sie fand es ja sehr häßlich, daß sie so dachte, sehr wenig verwandtschaftlich, aber sie konnte nun mal nicht anders.

Den letzten Anblick, den Pierre von seiner Frau hatte, den er sich in sein Gedächtnis einprägte, war der, daß sie mit dem Kinde auf dem Arm da stand und ihm nachschaute. Wenn er der Vater des kleinen Buben gewesen wäre, vielleicht daß sie ihn dann anders in eine so gefahrvolle und ungewisse Zukunft entlassen hätte. So aber! Ach, da kam er schon wieder in die alten fruchtlosen Grübeleien hinein. Er hatte seine Frau in den ersten Jahren ihrer Ehe eingeschüchtert, immerfort hatte er an ihr herumerzogen oder sich dann wiederum überhaupt nicht um sie gekümmert. Plötzlich hatte sie sich emanzipiert und war ihm nun vollständig entglitten. Er konnte nicht anders, er kehrte noch einmal um, ergriff Signes Hand, preßte sie heftig, riß die junge Frau in seine Arme und flüsterte dicht an ihrem Ohr: „Vergiß mich nicht, Signe.“

Das Kind, das mit in die Umarmung gezogen worden war, weinte bei der hastigen Berührung laut auf. Signe beruhigte den Kleinen.

„Leb wohl, leb wohl, Pierre, Gott behüte dich,“ rief sie ihm nach. Er hörte es kaum. „Immer nur das Kind, das Kind,“ dachte er bitter.

Er war bis zur Verzweiflung eifersüchtig auf den Sohn seines Bruders.

Der erste, der Pierre im Hotel de l'Europe entgegentrat, war sein Bruder Luß. Sie blickten einander stumm und mit bewegtem Ausdruck an und reichten sich dann mit festem

Druck, der mehr sagte als viele Worte, die Hände. Sie berührten die Vergangenheit kaum. Die Gegenwart stellte soviel Ansprüche an sie beide.

„Woher wußtest du, daß du mich heute hier treffen würdest, Luz?“ war eine der ersten Fragen Pierres.

Luz blickte seinen Bruder erstaunt an.

„Ja, deine Frau hat mir doch nach Paris telegraphiert, und mich gebeten, dich heute hier zu erwarten, dir von hier aus das Geleit zu geben. Ich dachte mir, daß Signe in deinem Auftrage gehandelt hat.“

Also hatte sie doch mehr Verständnis für ihn, als er geglaubt, dachte Pierre und ein heißes Gefühl durchströmte ihn. Ach, wenn er erst wieder daheim sein würde, bei ihr, seiner Frau, alles, alles mußte dann zwischen ihnen anders werden.

„Wie schön, daß du gekommen bist,“ sagte er warm und drückte dem Bruder nochmals die Hand. „Wirst du nun hier im Lande bleiben, Luz?“

Er blickte ihn forschend an. Nein, zu begönnern würde er bei dem nichts haben. So sicher, ruhig und wie einer, der immer genau weiß, was er tut, sah Luz jetzt aus. Den Übermut früherer Jahre schien er ganz abgestreift zu haben.

„Ja, ich bleibe in Estland,“ erklärte Luz. „Für den Militärdienst komme ich ja seit meinem Sturz vom Pferde nicht mehr in Frage. Ich ziehe meinen linken Fuß noch immer ein bißchen nach, man merkt es kaum, aber es ist doch der Fall. Wenn mich nicht alles täuscht, so gehen wir in Estland auch schweren Zeiten entgegen, da wird jeder Mann auf seinem Posten sein müssen.“

„Ich taue ja wohl besser als Kanonensfutter, als manch anderer bei uns,“ meinte Pierre. „Und, ehrlich bekannt, Luz, ich erfülle nur meine Pflicht eben, jede Begeisterung liegt mir fern. Und nun möchte ich dich bitten, bei mir zu Hause nach dem Rechten zu sehen. Ich empfehle meine Frau deinem Schutz, Bruder. In den wenigen Tagen, die mir vor meiner Abreise aus Reval zum Ordnen meiner Geschäfte verblieben, habe ich in aller Eile Baron Göller zu meinem Generalbevollmächtigten ernannt. Gegen eine sehr annehmbare Vergütung natürlich. Der liebe Baron, der immer in Geldverlegenheiten steckt, akzeptierte meinen Vorschlag mit Freuden. Doch er hätte es, zu seiner Ehre sei's gesagt, auch

getan, wenn ich ihm keinen roten Heller für seine Mühe-  
wahrung zahlen würde. Er ist jedoch nicht der richtige Mann  
für mich, mein Grundbesitz ist sehr umfangreich. Luß, ich  
bitte dich, sieh du dort nach dem Rechten, Baron Gölter wird  
nichts dagegen haben. Laß es wieder zwischen uns sein wie  
in alter Zeit, wo der eine von uns immer für den andern  
einsprang. Du warst bisher der Unversöhnliche, Luß."

"Wollen wir die alten Geschichten doch ruhen lassen,  
Bruder. Onkel Albrecht ist tot."

"Aber Tante Adda lebt und ihre Abneigung gegen dich  
ist noch ebenso stark wie damals."

"Als ob ich mir etwas daraus mache! Ich habe seither  
viel Schweres durchkämpfen müssen. Da vergißt man solche  
Nebensächlichkeiten wie Tante Addas Urteil über mich."

Luß Hellbergs Stirn umwölkte sich. Er dachte daran,  
daß er bei seinem letzten Aufenthalt hier in Petersburg  
seine geliebte junge Frau in den Sarg hatte betten müssen.

"Ich danke dir, Pierre, für alles, was du für mein Kind  
getan hast. Wirklich, ich komme mir bisweilen wie ein  
Rabenvater vor," es klang wie ein Anflug an Luß' frühere  
launige Redeweise, "da habe ich Euch nun so ohne weiteres  
meinen Jungen aufgehast."

"Mein Verdienst um deinen Sohn ist gleich Null," ent-  
gegnete Pierre, "wenn du schon von Dank reden willst, so  
muß er an die Adresse meiner Frau gehen. Doch bin ich  
der Ansicht, daß der Dank ganz auf Signes Seite ist, näm-  
lich dafür, daß du ihr den Kleinen noch weiterhin läßt. Sie  
ist wie närrisch mit dem Kinde. Ich bin ganz und gar ent-  
thront durch den kleinen Albrecht."

Es sollte scherzend klingen, Luß aber hörte doch den  
bitteren Unterton heraus. War denn in der Ehe seines  
Bruders am Ende etwas verfahren? —

Drei Tage später stand Luß auf dem Bahnhof des  
Nikolaibahnhofes und gab seinem Bruder das Geleit. Beide  
waren tief bewegt. Vielleicht sah Luß seinen Bruder heute  
an diesem grauen, windigen Märztag zum letztenmal.

Der Zug glitt aus der Halle, und Luß wandte sich zum  
Gehen. Für ihn gab es hier in der Residenz nichts mehr  
zu tun, als das Grab seiner Frau zu besuchen. Dann, noch  
heute abend, wollte er nach Paris zurückkehren, um dort  
das letzte Geschäftliche zu erledigen. Und dann würde es für

ihn schon nach wenigen Wochen heißen: Heim zur alten geliebten Scholle!

Pierres Abfahrt zur kriegsführenden Armee im fernen Osten hatte viele Tage lang das Hauptgespräch in der ganzen Hellbergschen Verwandtschaft gebildet. Dann traten andere, minder ernste Dinge wiederum in den Vordergrund des Interesses.

Hete Hellberg hatte geglaubt, daß wegen des Krieges die Bälle im Aktienklub, auf die sie sich so sehr gefreut hatte, nicht zustande kommen würden. Allein in Petersburg tanzte man, als gäbe es überhaupt keinen Krieg, warum also sollte man dann in Reval trauern?

Also rüstete man sich auch bei den Udenholmschen Hellbergs zur „Märzcampagne“, wie Onkel Leopold sich ausdrückte, der sich auf seine alten Tage einen neuen Frack hatte bauen lassen.

„Den Frack hier trage ich noch zu Hetes und Doralises Hochzeit, und dann kann man mich auch in ihm begraben,“ meinte er gemüthlich.

Am Balltage herrschte eine gelinde Aufregung bei den Hellbergs auf dem Dom. Tante Leonie kam bereits am Vormittag heran.

„Denke nur, Abda,“ vertraute sie wichtig ihrer Kusine an, „der Fürst von San Dorento, Pierres Freund, ist extra aus Petersburg zum heutigen Ball herübergekommen. Baron Göller hat es mir erzählt. Ich vermute, daß Doralise damals in Terwast einen starken Eindruck auf ihn gemacht hat.“

In der That gab eine Viertelstunde nachher der junge Fürst seine Karte bei den Udenholmschen Hellbergs ab.

Frau von Hellberg und Tante Leonie empfangen ihn, Hete und Doralise waren bei ihrer Schneiderin zur letzten Anprobe. Die Toiletten der Schwestern waren ein Traum von Eleganz und Geschmack.

Tante Leonie war außer sich vor Entzücken über den Besuch des Fürsten.

„Meine Nichte Doralise, die Fürstin von San Dorento, wie das klingen würde!“ — Tante Leonie schwelgte bereits in den herrlichsten Zukunftsträumen. — „Göllers tun immer so, als hätte ihre Litta bloß die Wahl unter ihren Freiern, bei Licht besehen aber hat noch niemand angebissen. Flirt ist's, weiter nichts. Man weiß wirklich nicht, was man zur

Verschwendungssucht der Baronin Göller sagen soll. Heute wird sie in pfauenblauem Samt auf dem Ball erscheinen. Alles natürlich noch unbezahlt. Und Pichterwall ist total verwirrschaftet. Ich weiß das aus ganz sicherer Quelle, du kannst dich auf meine Worte verlassen, liebe Abda."

Frau von Hellberg hörte jedoch kaum hin.

Sie hatte heute bereits dreimal ihre Validoltropfen nehmen müssen, so elend fühlte sie sich. Wenn der Ball heute abend nicht gewesen wäre, so hätte sie sich am liebsten zu Bett gelegt. Nun aber nahm sie sich gewaltsam zusammen, damit ihre Kinder nichts merken sollten. Der Abend kam heran und im großen Saale brannten alle Wandlampen und auch die Kerzen im altmodischen Kronleuchter.

Tante Leonie hatte sich aufs neue eingefunden. Nach vielen Jahren wollte sie auch wieder mal einen Ball im Aktienklub mitmachen. Es war lange her, seit sie dort als Novize in der Gesellschaft aufgetreten war. Aus Sparsamkeitsrücksichten hatte sie sich späterhin von einer derartigen großen Geselligkeit zurückgezogen, nun aber wollte sie es durchaus mitansehen, wie ihre beiden blühenden jungen Nichten ihre Balltriumphe feiern würden.

Frau von Hellberg seufzte im stillen. Viel lieber wäre sie heute abend auf ihrer Chaiselongue geblieben und Doralise hätte ihr Tee gemacht und vorgelesen. Die Zeitungen interessierten Frau von Hellberg jetzt immer außerordentlich, und sie studierte eifrig Kriegsberichte. Der arme Pierre! Er war ihr Lieblingsneffe. Wie würde es ihm auf dem Kriegsschauplatz ergehen. Noch war er ja dorthin unterwegs und sandte häufig Nachrichten. Frau von Hellberg konnte sich nicht genug über Signes Ruhe wundern. Wenn ihr das begegnet wäre, als sie eine junge Frau gewesen! Wenn sie ihren Gatten in Todesgefahr gewußt hätte! Und diese junge Frau ging so gelassen ihren Weg weiter, als spürte sie keinerlei Sehnsucht nach dem Fernen, als empfinde sie keine Spur von Angst für sein Leben.

Es war ganz selbstverständlich, daß Signe den Aktienball nicht mitmachte. Sie selber empfand es als eine wahre Erleichterung, zu Hause bleiben zu dürfen. Aber sie wollte kommen, um hete und Doralise in ihrem Ballstaat zu bewundern. Es waren ja nur etwa hundert Schritte von dem

Hause, das die Udenholmschen auf dem Dom bewohnten und dem, das Pierre sich hier gekauft hatte.

Zu Weihnachten war man aus Terwast hierher übergesiedelt. Viel zu groß waren die Räume für die einsame Frau. Pierre hatte beabsichtigt, in diesem großen Hause, das er sich nach seinem persönlichen Geschmack eingerichtet hatte, im Laufe der Wintersaison glänzende Gesellschaften zu geben. Nun war alles so ganz anders gekommen und Frau Signe hätte am liebsten die Flucht der Gesellschaftszimmer ganz abgeschlossen. Doch sie wußte, Pierre hätte das nicht gern gesehen, und etwas von ihrer alten Art, sich bedingungslos den Wünschen ihres Gatten unterzuordnen, flackerte noch ab und zu in ihr auf.

Signe ließ sich vom Bedienten bis zum Hause ihrer Verwandten begleiten. Aus den erleuchteten Fenstern fiel der helle Schein über den Schnee, vor dem Hause harrte bereits die Mietskutsche, die die Udenholmschen bis zum Aktienklub bringen sollte.

Als Signe den VorSaal betrat, befanden sich Tante Leonie und Onkel Leopold bereits dort.

„Tante Adda hat, daß Onkel Leo und ich den Vortrab bilden sollen,“ sagte das alte Fräulein und wickelte sich in eine Unzahl von Tüchern, obwohl der Wagen geschlossen war und man nur eine kurze Fahrt bis zum Klub hatte.

Frau Adda war von unerträglichen Herzbeklemmungen befallen worden. Sie ließ hinaussagen, daß sie mit ihrer Toilette noch nicht fertig wäre, und sank auf die Chaiselongue. Es mußte ja doch vorübergehen, sie hatte ja solchen Anfall nicht zum ersten Male. Mit fast übermenschlicher Anstrengung versuchte sie, die immer mehr und mehr zunehmende Schwäche zu bekämpfen.

Im Saal nebenan stand Hete vor dem hohen Pfeilerspiegel und lächelte ihrem hübschen Bilde in blaßblauer Seide und weißem Spitzenüberwurf froh zu. Als Signe eintrat, flog sie ihr entgegen:

„Wie sehe ich aus, Signe, gefalle ich dir heute?“

„Reizend, dreh dich mal um, Hete. Wirklich, ganz reizend.“

„Ich hab's auch Frau Lettmann gesagt: Sehr, sehr gut will ich aussehen auf meinem ersten Aktienball. Was macht dein Junge, Signe?“

„Er schläft eben. Er gedeiht so prächtig. Ach, und wie bin ich froh, daß ich heute nicht auf den Ball muß.“

„Ja, du Hausmütterchen, du.“

Hete umarmte die junge Frau zärtlich. Sie und Doralise fanden Signe entzückend.

„Hat dein Mann geschrieben, Signe?“

„Ja, auch depeſchirt. Er iſt noch immer unterwegs. Es geht ihm gut, gottlob!“

„Ich weiß nicht“ — Hete lauſchte nach dem Nebenzimmer hin — „Mama macht heute ſo lange mit dem Ankleiden. Sonſt iſt ſie gar nicht ſo. Doralise,“ rief ſie der eintretenden Schweſter entgegen, „ſieh doch mal nach, ob Mama denn noch immer nicht fertig iſt. Ich bin ſchon zweimal an der Thür geweſen, aber alles war ſtill drinnen. Mama liebt es ja nicht, wenn man ſie beim Ankleiden ſtört, ſie läßt ſich dabei auch niemals helfen.“

„Laß uns doch ruhig warten, Hete,“ erwiderte Doralise und begrüßte Signe.

Doralise war ganz in Weiß und ſah mit ihrer biegsamen Figur, dem dunklen Haar und den feinen Zügen nicht weniger hübsch aus als ihre blonde Schweſter.

Drunten rasselte die Kutsche, die Tante Leonie und Onkel Leo in den Aktienklub gebracht hatte, die Räder knirschten im Schnee.

Und nebenan in Frau Adda Hellbergs Zimmer blieb es noch immer ſtill.

„Ja, nun werde ich doch mal nachſehen,“ entſchied Doralise ſchließlich, von einer beſtimmten jähen Angst ergriffen.

Es war plötzlich, als ob die Kerzen am Kronleuchter trüber brannten.

Dann ertönte im Nebenzimmer ein Aufſchrei.

Es ware Doralise, die angſtvoll rief: „Mama, liebe Mama, was iſt dir? Mein Gott, ſag doch ein Wort, wach doch auf, Mama!“

Hete und Signe waren bereits beim erſten Aufſchrei hineingestürzt, ſahen Frau von Hellberg auf der Chaiſelongue liegen und Doralise am Boden knien.

„Mama!“ ſchrie nun auch Hete in tödlicher Angst auf.

Doch Frau von Hellberg vernahm die Schmerzensrufe ihrer Töchter nicht mehr, ein Herzſchlag hatte ſanft ihrem Leben ein Ziel geſetzt. — —

Es wurde Frühling auf dem flachen Lande.

Das Regenwasser stand bis zum Rande in den Gräben längs den Feldern und der Landstraße, und es überflutete sie auch stellenweise und machte sie für eine Weile unfahrbar.

Die Stare waren schon angelangt und suchten in Udenholm sich ihre alten vertrauten Nester in den kleinen Häuschen.

Die Ostsee rollte ihre Wellen in glitzerndem Blau dahin, und auf den Feldern begann man mit dem Pflügen und der Sommerausaat.

Günther Herstorff hatte jetzt alle Hände voll zu tun. Er wußte noch nicht, wie nach dem Tode seiner Tante Adda Hellberg sich sein Leben gestalten würde.

Im Schreibtisch der so jäh Dahingeshiedenen hatte man einen an Doralise und Hete adressierten Brief von ihr gefunden mit dem Vermerk: „Am Tage meiner Beerdigung zu öffnen.“

Morgen sollte die Bestattung auf dem Dorfkirchhof in Udenholm sein. Alles war im Herrenhause zum Empfang der zahlreichen Trauergäste vorbereitet worden. Günther kannte die wenigsten unter den Hellbergs, die erwartet wurden, um Frau Adda die letzte Ehre zu erweisen.

Herr Albrecht von Hellberg hatte in seinem Testament Verfügungen getroffen, die auch über den Tod hinausreichten. Somit war für Günther eigentlich keine unmittelbar bevorstehende Änderung seiner jetzigen Lebenslage zu erwarten, die konnte erst eintreten, sobald eine der beiden Erbinnen von Udenholm dem Gut einen Herrn geben würde. Hierzu war jedoch eben noch keine Aussicht vorhanden. — —

Die Dörfler drängten sich auf dem kleinen Friedhof, halb aus Mitgefühl und Respekt für die Herrschaft, halb von Neugierde herangelockt. Doralise und Hete streckte sich manche Hand entgegen. Die jungen Gutsfräuleins, die man im Dorf doch von klein auf an kannte, waren unter den Udenholmschen Leuten sehr beliebt.

Die Rostakowirtin weinte laut in ihr rotkariertes Taschentuch hinein. Sie hatte doch die gnädigen Fräuleins, die so blaß hinter dem Sarge ihrer Mutter drein schritten, auf ihren Armen getragen.

Zum Erbarmen schmal sahen die jungen Gesichter in der Umrahmung der langen schwarzen Kreppschleier aus.

Man hatte mit der Beisezung bis heute gewartet, weil im März die Landwege zu schlecht gewesen waren, um die Leiche nach Udenholm überzuführen. Der Sarg mit den sterblichen Überresten Frau Abda von Hellbergs hatte wochenlang in einer Revaler Kirchenkapelle gestanden.

Nun war der Frühlingstag lieblich, sonnig und warm, der laue Lenzwind spielte mit dem weißen Haar Pastor Hegemeisters. Der alte Herr hatte sein schwarzsamtnes Käppchen abgenommen, als er den letzten Segen über die Tote sprach.

Nun schwebte der Sarg langsam auf weißen Leinentüchern die von Udenholmschen Gesindewirten gehalten wurden, in die Gruft hinab.

Vom Kirchhof konnte man einen Teil der Landstraße überblicken. Günthers scharfer Blick entdeckte ein Gefährt, das rasch daherkam und vor dem Kirchentruge Halt machte. Der eine Insasse des kleinen Wagens, der selber kutschiert hatte, warf den neben ihm sitzenden Knecht die Fahrleinen zu und schritt schnell auf den Kirchhof zu, wo man soeben das Grab zuzuschäufeln begann.

Es war ein hochgewachsener Mann, und als Günther noch scharfer hinblickte, erkannte er ihn auch sofort — es war Lutz Hellberg.

Er betrat den Friedhof und blieb hinter ein paar Bauern stehen. Sie wollten ihm beflissen Platz machen, doch er winkte kurz mit der Hand ab. Er wartete, bis seine beiden Kusinen an ihm vorübergeschritten, erst dann trat er ein wenig zögernd vor.

„Lutz, lieber Lutz!“ Hete und Doralise sagten es beide zu gleicher Zeit, und auf ihren verweinten Gesichtern leuchtete es freudig auf.

So, als könnte es gar nicht anders sein, ging der Jahre hindurch in Udenholm verfehnte Vetter zwischen seinen beiden verwaisten Kusinen den Mittelweg des Gottesackers entlang, wo die Equipagen vom Gut und aus der Nachbarschaft auf die Trauergesellschaft warteten.

„Bitte, fahr mit uns, Lutz,“ bat Doralise, und Hete fügte hinzu: „Ach ja, bitte, Lutz, steig zu uns ein. Onkel

Leo rückt ein bißchen zusammen, es ist noch Platz genug für dich in unserem Wagen."

Die Baronin Göller konnte wirklich nicht anders, sie mußte ihrem Gatten ins Ohr wispern: „Paß auf, Eberhard, du bleibst nicht mehr lange Hetens Vormund. Wie freudig sie den Luß begrüßte, es mußte ja allen auffallen. Na, er wäre ja töricht, wenn er nicht, sobald die erste Trauerzeit um ist, um Hete anhalten würde."

Günther aber, der zu Fuß die kurze Strecke vom Friedhof bis zum Gut zurücklegte, dachte mit einer gewissen Bitterkeit:

„Fremd bin ich den beiden, obschon ich mich doch Jahre lang für sie abmühe, ihr Erbe verwalte, obschon sie auch mich seit ihrer frühen Kinderzeit kennen. Doch wenn ein Hellberg kommt, dann ist kein anderer vorhanden für die beiden."

Günther empfand es gar nicht, wie ungerecht es war; es lag ja doch auch an ihm selber, daß das unbefangene freundschaftliche Verhältnis zwischen ihm und den Schwestern eine Trübung erlitten hatte."

Was wollte Luß hier so unerwartet, fragte Günther sich. Denn es kam ihm unwahrscheinlich vor, daß Luß extra zur Beerdigung dieser Tante, die ihm so wenig freundlich gesinnt war, hergekommen sei.

Luß hatte Günther sehr lange nicht geschrieben, merkwürdig, daß er sein Kommen ihm, dem Freunde, nicht wenigstens durch ein paar kurze Zeilen angemeldet hatte. Das Fuhrwerk, mit dem Luß hergefahren kam, kam Günther plötzlich so bekannt vor, richtig, der klapperige kleine Wagen mit dem wohlgenährten Fuchs gehörte ja dem Gutsaufseher in Lindenheide.

In Günthers Kopf begannen die Vermutungen immer schneller zu kreisen. Er hatte sich danach erkundigt, ob der Verkauf von Lindenheide endgültig abgeschlossen worden war, er war überhaupt seit jenem Nachmittag, wo tiefer Winterschnee über dem Lande gelegen, nicht mehr in Lindenheide gewesen. Nur soviel hatte er zufällig gehört, daß die Käuferin des Gutes nicht Frau von Hellberg gewesen.

Frau Signe Hellberg fehlte in der Trauerversammlung. Albrecht war erkältet und fieberte, und seine Pflegemutter hatte ihn nicht verlassen wollen.

Genau so wie damals, als im Familienrat in Udenholm die Reise nach Reval beschlossen worden war, an jenem sonnigen Nachmittag im Spätsommer, saß man auch heute, wo die Frühjahrs-sonne hell schien, im großen Wohnzimmer beisammen.

Tante Eising hatte ihr Schwarzesidenes mit Krepp aufgarniert, sie saß auf dem harten mit schwarzem Ledertuch bezogenen Mahagonisofa und hielt ihr Spizentüchlein in der Hand und horchte aufmerksam, wie Onkel Leopold den letzten Willen der „armen Adda“ verlas. So sagte Tante Eising jetzt immer, wenn von der Verstorbenen die Rede war.

Doralise und Hete saßen dicht nebeneinander und hielten sich an den Händen. Es war hart, was die Mutter nach ihrem Tode von ihnen verlangte. Hart, weil sie, als sie noch am Leben gewesen, ihnen alles zu Liebe getan hatte. Sie gebot ja auch jetzt nicht, sie bat nur! Sie bat ihre lieben Kinder, ihr den letzten Wunsch zu erfüllen.

Hete preßte in stummem Weh die Finger ihrer Schwester, die eiskalt waren. Ihre Augen füllten sich mit heißen Tränen. In all dem Schweren der letzten Wochen, dem Leid, das sie um die Mutter trug, war ihr der Gedanke, nach Hause, nach Udenholm, zurückkehren zu können, so überaus trostreich gewesen. Wie ein schwerer Schlag traf es sie nun, daß ihre Mutter anders über ihre und ihrer Schwester nächste Zukunft verfügt hatte. Onkel Leo und Tante Leonie sollten bei den Verwaisten bleiben, der Haushalt in Reval sollte in gewohnter Weise weitergeführt werden, und nicht einmal im Sommer sollten sie in ihrem geliebten Udenholm weilen.

Lutz saß da und biß sich auf seinen kleinen blonden Schnurrbart. Ihm war es, als vernehme er die Stimme seiner Tante Adda. Er durchschaute alles, glaubte den Grund dieser Anordnung genau zu kennen. Günther bildete eine Gefahr für Doralise oder Hete, und ihm war's, als höre er die Verstorbene sagen: „Nur nicht unter seinem Stande eine Ehe schließen, vergesst nie, Kinder, daß Ihr den Namen Hellberg tragt.“

Das Zimmer mit den alten Familienbildern an den Wänden, das Lutz so gut kannte, Udenholm war ihm ja immer wie ein zweites Vaterhaus gewesen, wurde ihm plötzlich zu eng. Leise erhob er sich, verließ das Haus und

ging über den Hof, an den Ställen vorüber, wo er einem Knecht leutselig ein: „Wie geht's, Alter?“ zurief.

Mart, der Pferdeknecht, wandte sich um und verzog sein Gesicht zu einem frohen Grinsen: „Ei, der Jungherr ist wieder da!“

Und genau so wie die Baronin Gölter vorhin, dachte der Alte, Luß nachschauend: „Wenn das hier keine Hochzeit gibt übers Jahr, dann heiß ich nicht Mart Kellmann, wie ich doch getauft worden bin.“

Günther Herstorff saß an seinem einfachen alten Schreibtisch, als Luß bei ihm eintrat.

„Ich hab dich vorhin nur so im Fluge begrüßt, Günther,“ sagte er herzlich, „nun will ich dir erst ordentlich guten Tag sagen, als Kriegskamerad.“

„Willkommen in der Heimat, Luß.“

„Und auf gute Nachbarschaft, Günther. Ich habe dir's extra nicht geschrieben, ich dachte mir: Ihr hier wißt ja doch alles, was in der Nachbarschaft passiert. Es ist übrigens erst seit einer Woche ganz perfekt geworden, daß Lindenheide mir gehört, da kannst du es möglicherweise doch noch nicht erfahren haben. Ich habe das Gut für meinen Kleinen Albrecht erstanden, vielleicht findet sich mit der Zeit noch einiges dazu, um das Areal zu vergrößern.“

„Ich hab's nicht gewußt, aber ich konnte mir's denken, als ich dich vorhin mit dem Lindenheider Fuhrwerk ankommen sah. Keinen sähe ich lieber auf dem einstigen Eigentum meiner Eltern schalten, als dich, Luß. Das kannst du mir glauben.“

„Und wenn du dereinst in der Lage sein solltest, Lindenheide zurückzukaufen, für dich wird es immer zu haben sein,“ sagte Luß warm. „Ich nahm das Gut, weil es sich mir gerade bot. Um den Anfang hier zu machen. Ich möchte meinem Sohn dereinst einen großen Grundbesitz hinterlassen.“

Günther schüttelte mit einem resignierten Lächeln seinen Kopf.

„Ich danke dir für dein Anerbieten, aber in die glückliche Lage, Lindenheide zu erstehen, werde ich armer Teufel niemals kommen. Für mich wird es immer heißen, die Süße unter einen fremden Tisch stecken, fremdes Brot essen. Doch nun erzähle mir von dir, Luß, wie ist es dir ergangen?“

Ein paar Tage später versank das Herrenhaus in Udenholm wieder in seine gewohnte Stille und Einsamkeit.

Die Trauergäste waren fort, die Mamsell lüftete die Fremdenzimmer und verschloß das Silber und das Porzellan in einen der tiefen Wandschränke.

Über Tante Lising aber war seit der Beerdigung ihrer Schwägerin eine seltsame Unruhe gekommen:

„Man muß sein Haus bestellen,“ äußerte sie einmal übers andere der Mamsell gegenüber, die nicht recht begreifen konnte, was das alte Fräulein damit eigentlich sagen wollte.

Eines Tages erklärte Tante Lising, sie müsse unbedingt in die nächste Kreisstadt fahren, Günther solle ihr einen Wagen zur Verfügung stellen.

Als die alte Dame dann von ihrem kurzen Ausflug heimkehrte, begrüßte sie ihre Mansarden so freudig, als wäre sie viele Jahre fortgewesen, und meinte tief befriedigt zur Mamsell, die über das sonderbare Wesen Tante Lisings im stillen mit dem Kopf schüttelte: „Es ist doch eine wahre Beruhigung, wenn man beizeiten sein Haus bestellt hat. Man kann ja so plötzlich sterben, wie die arme gnädige Frau, meine arme Schwägerin.“

Tante Lising seufzte ein bißchen und fuhr dann fort: „Meine arme Schwägerin wird ja wohl gewußt haben, was sie damit im Sinn gehabt, daß ihre Töchter nicht so bald nach Udenholm zurückkehren sollen. Vermissen werden sie ja unser Udenholm sehr, jetzt im Frühling besonders, wo es doch am schönsten hier ist.“

Ja, der Frühling war herrlich an jener nordischen flachen Küste. Luz Hellberg empfand es mit einem wahren Wonnegefühl, wieder daheim zu sein. Wenn er seinen Gaul satteln ließ und am Strande dahintrabte, dann wurde ihm so froh und leicht zu Sinn wie in seinen Knabenzeiten. Die Schatten der Vergangenheit begannen für ihn zu verblässen, es lag in seiner frohherzigen Natur, die sich wieder Bahn zu brechen begann, auch über Schlimmes verhältnismäßig leicht hinwegzukommen.

Er hatte auf seinem neuen Besitz, der Jahre hindurch vernachlässigt worden war, viel Arbeit. Überall kam man ihm in der Nachbarschaft mit großer Liebenswürdigkeit entgegen. Man hatte ganz vergessen, daß er noch vor nicht

sehr langer Zeit in seiner Familie als ein halb und halb Deklassierter gegolten hatte. Doch man hatte hierüber ja niemals etwas Genaueres erfahren.

Nach der Meinung der Baronin Gölter, die an den meisten Menschen etwas auszufragen hatte, trug Luz seinen Kopf für einen, wie sie sagte, „wieder in Gnaden Aufgenommenen“ viel zu hoch.

„Liebes Kind,“ meinte ihr Gatte, „Du vergißt, daß ein Mensch für seine Umgebung niemals interessanter ist, als wenn er irgendetwas peziert hat, das ihm doch einen gewissen geheimnisvollen Nimbus verleiht. Ein ganzer Kerl ist der Luz, der wird es noch weit bringen, so tüchtig ist er als Landwirt.“

„Wir müssen ihn mal zu Tisch einladen, Eberhard,“ sagte die Baronin nach einem kurzen Schweigen.

„Gern,“ erwiderte ihr Gatte, von seiner Zeitung aufblickend. Der Ausdruck, mit dem er seine Frau anschaute, war unverhohlen voller Mitleid: „Gib dir keine Mühe, liebes Kind,“ sagte dieser ausdrucksvolle Blick, „unsere Litta nimmt der Luz Hellberg doch auf keinen Fall. Sie ist ja meine liebe prächtige Tochter, aber da sind die beiden Udenholmschen doch noch ganz andere Mädchen. Und wenn ich, Littas Vater, das feststelle, dann muß es auch wahr sein. Doch zu Tisch mag Luz auf jeden Fall kommen, ich habe ihn viel lieber als seinen Bruder.“

---

## Sechstes Kapitel

Zwei Jahre waren ins Land gegangen und nun war, nach hartem Ringen, endlich der Friede geschlossen worden.

Aber die Nachwehen des Krieges machten sich jetzt bemerkbar. Wie ein Gespenst schlich die Vorahnung von kommenden schweren Ereignissen durch die deutsch-russischen Provinzen.

Doch es gab immer noch viele Optimisten. „Was? Unsere Bauern sollten wir fürchten?“ hieß es bei denen, „unsere Bauern krümmen uns kein Haar, die müssen nicht.“

Weiterschauende waren entgegengesetzter Ansicht. Fast keine Nacht verging draußen auf dem flachen Lande, wo nicht auf irgendeinem Herrenhofe ein von frevelhafter Hand entflammtes Feuer aufflammte. Hier brannte eine gefüllte Kornscheune, dort eine Darre oder ein Stall nieder.

Es waren böse Zeichen. Niemals gelang es den Landpolizisten, die Brandstifter zu verhaften. Auf Rädern sausten sie über das Land, überall boten sich ihnen Schlupfwinkel, und das Landvolk verbarg sie willig.

Eines Tages im Oktober kam das, was Doralise immer gefürchtet hatte: die Dampfpfeife auf den Fabriken ertönte zu ungewohnter Zeit in einem ohrenzerreißenden Konzert. Ordentlich schauerlich klang es bis auf den Dom hinauf.

In Frau von Hellbergs ehemaligem Wohnzimmer saßen ihre Töchter, Tante Leonie und Onkel Leopold.

„Um Gottes willen,“ rief Tante Leonie und hielt sich nervös beide Ohren zu, „was ist denn das für ein entsetzliches Getute?“

„Streik!“ sprach Onkel Leopold lakonisch und zählte die Stiche an seiner Stickerie. „Mich wundert's nicht, ich habe es schon lange erwartet, daß es so kommen würde.“

Der alte Herr arbeitete an einem Tischläufer für die Baronin Göller. Er beschenkte ja die sämtliche Verwandtschaft und Freundschaft mit Handarbeiten.

„Generallstreif,“ betonte er. „Bei Meinzes in der Farb-  
fabrik soll ganz und gar der Teufel los sein. Bankerott  
außerdem. Meinze ist auf und davon auf einem dänischen  
Segler bei Nacht und Nebel. Baron Gölter erzählte es mir  
heute morgen, er hatte es in der Stadt gehört.“

„Eberhard Gölter kümmert sich um allen Stadtklatsch  
und seine Wirtschaft geht drunter und drüber,“ bemerkte  
Tante Leonie bissig. „Seinen Leuten schuldet er den Lohn,  
das ist ganz bekannt. Nächstens zünden sie ihm das Haus  
über dem Kopfe an in Pichterwall.“

„Das werden sie auch bei denen tun, die niemand Lohn  
schuldig sind,“ gab Onkel Leopold zurück und zog einen gold-  
gelben Seidenfaden mit großer Handbewegung durch die Luft.

Doralise war ans Fenster getreten, sie sagte kein Wort,  
aber ihr Herz pochte heftig.

Hete war hinausgeeilt, um jemand von den Dienst-  
boten hinunter in die Stadt zu schicken, nähere Nachrichten  
über den Alarm auf den Fabriken einzuholen.

Doralise dachte nur an Harry Hegemeister. Wie, wenn  
ihm jetzt doch ernstlich Gefahr drohte! Sie hatte ihn seit  
dem Tode ihrer Mutter nur flüchtig ein paar Mal gesehen  
und gesprochen. Er vermied es, auf den Dom zu kommen,  
und dann waren ja Doralise und Hete mit den beiden  
„Terberussen“ — wie Hete ihre alten Verwandten Doralise  
gegenüber respektlos nannte — so sehr viel auf Reisen  
gewesen.

Doralise starrte in den grauen, windigen Oktobertag  
hinaus. Vielleicht war Harry aber gar nicht mehr auf der  
Fabrik. O, wenn das doch der Fall wäre! Doralise merkte  
es nicht, daß ihre Augen sich mit Tränen füllten. Wenn die  
schlimmen Befürchtungen, die jetzt überall laut wurden, sich  
bewahrheiteten! Wenn die Bauern zu den Waffen greifen  
sollten, um ihre Herren von Haus und Hof zu verjagen,  
was wurde dann aus Udenholm, was aus Günther, aus  
Luz, aus Tante Lising, die ja doch allesamt draußen auf  
dem flachen Lande weilten? Auch Pastor Hegemeister war  
noch immer in seinem Amt. Ihn würde auch nicht die  
äußerste Gefahr dazu bewegen, niederzulegen und sich in  
den Schutz der Stadtmauern zu begeben. Und Tante Lising  
hatte noch leßtthin geschrieben, daß keine 20 Pferde sie nach  
Reval bringen würden, sie wäre zu sehr mit dem alten

lieben Stammsitz ihrer Familie verwachsen, um auf ihre alten Tage auf einen ihr fremden Boden überzusiedeln. Außerdem wäre in Udenholm ja noch alles ruhig, und Günther und Luß wären doch da, und die ließen sich doch wahrhaftig von niemand einschüchtern, von ihren eigenen Untergebenen am allerwenigsten.

Schweres, sehr Schweres hatte die Mutter von Doralise verlangt!

Was gäbe sie jetzt nicht darum, in Udenholm sein zu können. Hete dachte ebenso wie sie. Hete — ja, die in ihrer resoluten Art, die würde schließlich wohl doch ihren eigenen Weg gehen. Auf die Dauer mit Onkel Leopold und die Tante Leonie hier in Reval zu bleiben oder sich mal zur Abwechslung ein paar Monate in Dresden aufzuhalten, wo man auch ausschließlich mit Landsleuten verkehrte, das schien Doralise, so gern sie auch den letzten Willen ihrer Mutter erfüllen wollte, denn doch unmöglich.

Hete erschien und wußte zu berichten, daß draußen an der Promenade, die einen weiten Bogen um die Stadt beschrieb, sich ein breiter Strom von Fabrikarbeitern dahinzewälzte, die sämtlich in den Ausstand getreten waren. Trina, das Stubenmädchen, hatte diese Nachricht soeben gebracht.

Noch am selben Abend lohte heller Feuerschein über der Stadt, die Funken umsprühten den alten spitzen Turm der St. Olaus-Kirche. Das Theater am russischen Markt, der Musentempel der deutschen Bevölkerung Revals stand in Flammen.

Vermummte Brandstifter mit geschwärzten Gesichtern waren vor Beginn der zu heute abend angesagten Vorstellung in den Zuschauerraum eingedrungen und hatten — es war auch niemand gelungen, einen Versuch zu machen, es zu verhindern — das Feuer angelegt.

Vom Dom aus konnte man den Brand gut sehen. Die beiden Schwestern und Tante Leonie standen stumm vor Erregung am Fenster. Onkel Leopold war heute bei Göllers zu einer Whistpartie eingeladen.

„Es ist furchtbar,“ sagte Tante Leonie, „es ist einfach nicht auszudenken, daß wir solche Zeiten erleben müssen. Es wäre sicher vernünftiger von uns gewesen, noch länger auf Reisen zu bleiben.“

„Nein,“ rief Hete leidenschaftlich, „Gott sei Dank, daß

wir hier sind. Ich wenigstens hätte draußen keine ruhige Minute gehabt. Nein, Tante Leonie, wenn schon — dann heißt es bei mir: mitgefangen — mitgehungen."

"Kind, was für Reden sind das," stöhnte das alte Fräulein entsetzt. "Wenn nur Onkel Leo heute mit heiler Haut wieder hier oben sein wird! Ein wahres Glück, daß wir hier wohnen und nicht unten in der Stadt inmitten des rasenden Pöbels."

Tante Leonie drückte sich gern in Superlativen aus, besonders wenn sie erregt war.

Zu ihrer Beruhigung erschien fast in derselben Minute Onkel Leopold. Man hatte bei Göllers heute doch keine rechte Lust zum Whist gehabt.

"Es ist gut, daß du da bist," rief das alte Fräulein ihrem Vetter entgegen, "so haben wir doch männlichen Schutz. Bei diesen gottverlassenen Zeiten kann man doch nie wissen, was passiert."

Der kleine alte Herr lächelte geschmeichelt.

"Ja, es sind wüste Zeiten," bestätigte er, "Göllers haben ihr Silber und ihr altes schönes Porzellan mit dem Familienwappen aus Pichterwall in die Stadt holen lassen. Für alle Fälle."

"Wir müssen das auch so machen, alle Wertsachen aus Udenholm hierher schaffen lassen. Soll ich's Mamsell schreiben, Doralise?"

"Ja, bitte, liebe Tante," antwortete Doralise wie geistesabwesend. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt.

Am folgenden Tage, mochte Tante Leonie sie auch noch so dringend beschwören, nicht vom Dom sich in die innere Stadt zu wagen, würde sie doch auf jeden Fall zu Göllers hinuntergehen, um Genaueres über die allgemeine Lage in Stadt und Land zu erfahren. Baron Göller war ja immer über das Neueste orientiert.

Doralise führte ihren Voratz aus, und als sie durch die Langstraße schritt, fiel ihr sogleich eine zertrümmerte Spiegelscheibe in einem Waffen- und Eisenladen auf. Diesen Laden hatten die Streikenden gestern abend gestürmt und sich dann bewaffnet.

Die Leute auf den Straßen hatten — so schien es wenigstens Doralise — alle einen ängstlichen und bekümmerten Ausdruck und alle gingen, ohne sich umzuschauen, eilig

ihres Weges. Es war polizeilich verboten worden, zu zweien oder zu dreien beieinander stehen zu bleiben. Handelten welche aus Unkenntnis diesem Verbot zuwider, so erschien sofort ein Schutzmann mit der Mahnung: „Auseinandergehen, meine Herrschaften, auseinandergehen!“ —

Göllers wohnten in einer der ältesten Straßen der Stadt, der Ruffstraße. Dort gab es uralte, winklige Höfe, merkwürdige Haustüren und die Überbleibsel eines alten Klosters.

Baron Göller war nicht zu Hause, aber die Baronin und Litta empfingen Doralise wie jemand, der eine lebensgefährliche Reise hinter sich hat.

„Nicht um eine Welt wagte ich mich heute auf die Straße,“ versicherte Litta ein Mal über das andere.

„Ich habe meinen Mann vergeblich beschworen, zu Hause zu bleiben,“ klagte die Baronin. „Am besten wäre es, man ginge auf und davon. Die Landrätin Selting packt bereits Hals über Kopf ihre Koffer. Sie reisen nach Nizza. Ja, die haben es gut.“

Die Baronin seufzte. Zu einem kostspieligen Aufenthalt im Auslande, an der Riviera, langte es bei Göllers nicht mehr. Das hatte der Baron seiner Gattin heute in einer erregten Auseinandersetzung klar machen müssen.

Doralise, die doch gekommen war, irgendetwas Positives, etwas Trostreiches womöglich zu erfahren, hörte nichts als Klagen. Sie brach sehr bald auf. Eine innere Unruhe trieb sie fort, denn der Sünfuhrtee bei Göllers, das Zusammensein mit Mutter und Tochter, die sich beide gleich zersahen und haltlos zeigten, lockte sie keineswegs.

Als sie auf die Straße trat, wo der Wind ihr rauh entgegenfegte, vernahm sie ein sonderbares Geräusch. Es klang wie Meeresbrandung. Doralise war nichts weniger als furchtsam, aber sie überlegte doch einen Moment, ob es für sie nicht ratsamer wäre, zu Göllers zurückzukehren.

Dann aber eilte sie doch entschlossen vorwärts, die Straße hinunter. In fluchtartiger Eile kamen ihr Passanten entgegen, und jetzt ertönte der gleichmäßige Takt einer marschierenden Soldatenpatrouille.

Und immer näher, immer unheimlicher, immer mehr und mehr anschwellend, erklang das Geräusch, das sich wie eine Brandung über die Stadt dahinwälzte.

Die Soldaten machten halt und sperrten die Straße ab.

Niemand wurde hindurchgelassen, und Doralise blieb nichts anderes übrig, als nun doch umzukehren. Sie wandte sich mit rascher Frage an einen der Soldaten.

„Die Arbeiter sind's, sie wollen auf den großen Markt, um dort eine Versammlung abzuhalten.“

Also das war's, Menschenstimmen, laute, redende, rufende erklangen wie das Brausen einer ungestümen Brandung. Im ersten Moment war Doralise ratlos. Der Weg nach Hause war ihr versperrt.

Plötzlich schlug eine Stimme, bei deren Ton sie erbebte, an ihr Ohr: „Doralise, Sie hier? Welch ein Wagnis, Welch ein Unverstand, möchte ich hinzufügen. Für Sie ist heute kein Platz auf den Straßen. Schnell! Kommen Sie, ich bringe Sie nach Hause, und versprechen Sie mir, solange bis nicht alles wieder vollkommen ruhig ist, den Dom nicht zu verlassen.“

Harry Hegemeister stand vor ihr. In seiner Erregung, der Furcht, ihr könne am Ende etwas zustoßen, vergaß er, sie zu begrüßen, sondern zog sie, die in der ersten Überraschung, ihm so unvermuthet zu begegnen, auch kein Wort fand, fast im Sturmschritt mit sich fort.

„Schon in den nächsten Minuten kann es auf dem großen Markt zum Blutbergießen kommen, und die Soldatenkugeln fliegen weit. Sie ahnen ja gar nicht, Doralise, Welch einer Gefahr sie sich eben aussetzen. Wenn es uns glückt, den Dom vom Patkulgraben aus zu erreichen, so will ich Gott danken. Überall werden die Straßen abgesperrt, und das Pfortchen droben am Aussichtspunkt wird schon um fünf geschlossen.“

„Und Sie selbst, Harry,“ stammelte Doralise, atemlos vom eiligen Lauf, „warum sind Sie auf der Straße?“

„Ich wollte aufs Telegraphenamt, meinen Eltern mitteilen, daß ich morgen hinauskomme. Doch es werden keine Depeschen angenommen. Auch der Telegraph streift. Alle Postbeamten sind ebenfalls in den Ausstand getreten. Auf der Post starrten mir die Bajonette der Soldaten entgegen.“

Wie Doralise so neben Harry Hegemeister dahinschritt, kam sie sich wundervoll geborgen vor. Und ihr war, als lägen zwischen ihrem letzten Beisammensein nicht Monate, viele Monate, sondern als hätten sie einander erst gestern Lebewohl gesagt.

„Und Ihnen, Doralise, ist's immer gut gegangen, nicht wahr? Meine Mutter hat mir den Gruß bestellt, den Sie in Ihrem Geburtstagsbrief aus Dresden ihr für mich aufgetragen hatten. Ich hätte Ihnen gern durch ein paar Worte gedankt. Ich nahm bereits die Feder zur Hand, um Ihnen zu schreiben, aber“ — Harry Hegemeister senkte seine Stimme, „dann ließ ich's doch!“

„Ich hätte mich so gefreut,“ murmelte Doralise. Sie fühlte alle beide, daß es plötzlich mit der Unbefangenheit zwischen ihnen vorüber war, und sie legten, immer rascher ausschreitend, fast schweigend den Weg bis zu den Anlagen, die den Patkulgraben umziehen, zurück.

Wäre Doralise ein unbemitteltes Mädchen gewesen, vielleicht hätte Harry dann damit nicht gezögert, sie schon heute in dieser Stunde, wo der Zufall ihm ein Alleinsein mit ihr beschert hatte, zu fragen: „Willst du auf mich warten, bis ich dich als meine geliebte Frau heimholen kann?“ Aber Doralise zählte ja zu den besten Partien der Provinz, und er, Harry Hegemeister, war ein armer und gegenwärtig sogar noch dazu stellenloser Chemiker, ein Bürgerlicher, der Sohn schlichter Eltern. So schwieg er, aber trotzdem war diese kurze Frist des Beisammenseins mit ihm entscheidend für Doralise.

Das Pförtchen, das zum Aussichtsplatz droben führte, war noch offen. Als Harry sich von Doralise verabschiedete, er hatte sie bis an ihre Haustür gebracht, reichte sie ihm die Hand und fragte, während die Angst um ihn ihr aus den Augen schaute: „Wohin wollen Sie nun, Harry? So denken Sie doch an ihre Eltern, suchen Sie nicht die Gefahr auf.“

Er las in ihren Augen, preßte einen Augenblick lang ihre Hand in der seinen und antwortete zuversichtlich:

„Mir wird schon nichts passieren. Vielleicht besinnen sich die Leute in unserer Fabrik doch noch eines Besseren und nehmen ihre Arbeit wieder auf.“

„Ihre Eltern müßten nach Udenholm, ich werde Günther schreiben, und ihn bitten, dafür Sorge zu tragen, daß er es ihnen vorschlägt, sie dazu überredet.“

„Ich danke Ihnen, Doralise, aber im Herrenhause würden sie kaum sicherer sein als auf dem Pfarrhof. In unserer Ecke soll es ja, so viel man von dort hört, zum Glück noch ruhig sein.“

Doralise reichte ihm noch einmal die Hand.

„Harrn, ich bitte Sie,“ sagte sie flehend, „stürzen Sie sich nicht in Gefahr.“

„Ich werde sie zu vermeiden suchen, solange es sich mit meiner Überzeugung verträgt. Aber welcher Deutsche unter uns würde es wohl ruhig mit ansehen, wenn man seinem Nächsten Hab und Gut nimmt, ihn an Leib und Leben schädigt. Auf Wiedersehen, Doralise!“

„Adieu, Harrn!“

Doralise war im Hausflur verschwunden, er aber stand noch eine Weile auf demselben Fleck und blickte ihr nach.

„Und ich hole sie mir doch, wenn das Glück mir treu bleibt. Und wenn sie auch zehnmal eine hochgeborene Hellberg ist und eins der reichsten Mädchen in ganz Estland,“ sagte Harrn Hegemeister halblaut vor sich hin, als er in die enge Gasse auf dem Dom einbog, in der sein Freund und Studienkamerad Lengen wohnte.

„Mein Gott, Doralise, wo bleibst du nur so ewig lange,“ begrüßte Tante Leonie droben ihre Nichte. „Weißt du es am Ende gar schon? Hast du es bei Göllers erfahren?“

„Ja, ich weiß, unten auf dem großen Markt halten die Streikenden eine Versammlung ab und Militär ist ausgerückt.“

„Lieber Himmel, wer denkt immer nur an dieses Volk, das uns auf solch eine unverantwortliche Weise in Atem hält,“ fiel Tante Leonie ein. „Nein, Doralise, denke bloß — ach, ich kann es ohne Tränen gar nicht aussprechen, — dent dir — Pierre ist tot!“

„Gefallen?“

„Im Lazarett gestorben — am Typhus,“ sagte Hete leise.

Die Todesnachricht war durch Arsanoffs aus Petersburg eingetroffen. Luß hatte sofort telegraphisch Näheres aus dem Lazarett in Charbin erfahren wollen, doch die Drahtverbindung war ja bis auf weiteres unterbrochen.

Man wußte nichts anderes, als nur die nackte Tatsache, daß Signe Hellberg Witwe geworden war.

„Die ganze lange Kriegszeit hindurch ist Pierre unverfehrt davongekommen,“ jammerte Tante Leonie. „Ich dachte mir's gleich, daß etwas sehr Schlimmes dahinter stecken müsse, weil Signe doch seit Wochen schon ohne Nach-

richten von ihrem Manne ist. Und das, nachdem der Friede geschlossen worden ist.“

Man hatte Pierres langes rätselhaftes Schweigen mit dem Umstand in Verbindung gebracht, daß allenthalben im Reich die Flamme des Aufstandes emporflackerte und es keine Seltenheit war, daß der Post- und Depeschenverkehr stockte, daß ganze Massen von Postsendungen ihren Bestimmungsort überhaupt nicht erreichten. Nun hatte man des Rätsels Lösung — Pierre Hellberg war tot!

Onkel Leopold sagte: „Alt und grau bin ich geworden, aber solch eine heillos verrückte und sündhafte Wirtschaft, wie sie eben bei uns zu Lande herrscht, habe ich noch nicht erlebt. Nach Choleraepidemien singt unser Landvolk Revolutionslieder, mehr als eine Kirche ist auf dem flachen Lande von den Bauern geschlossen worden. Den alten, braven Pastor Hühnert haben sie sogar von der Kanzel zerren wollen, als er es gewagt hatte, den Leuten Gottesfurcht und Vernunft zu predigen. Wie die Megären sollen die Bauernweiber gewesen sein, sagt Göller. Der ist auch ganz auseinander. Wenn sie ihm Pichterwall anzünden, sagte er, dann kann er mit dem Bettelstab von Haus zu Haus gehen.“

Hete, obwohl ihr wahrlich nicht nach Lachen zu Mute war, konnte doch nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken. Es war auch zu drollig, sich Baron Göller, diesen Lebenskünstler, mit dem Bettelstab in der Hand auszumalen. Warum beschwor Onkel Leo auch in solch ernstesten Stunden Bilder von einer überwältigenden Komik herauf?

Nach einer kleinen Pause brach Onkel Leo das entstandene Schweigen und meinte bewegt: „Also der Pierre ist nicht mehr! Gott allein mag wissen, wo sie ihn in der Mongolei eingescharrt haben. In ein Massengrab wohl. Die arme Signe! So jung noch und schon Witwe!“ — —

Einmal in jedem Monat pflegte Luß die Wirtschaft in Terwast zu inspizieren. Wenn er damit fertig war, kam er gewöhnlich in den Salon seiner Schwägerin, trank dort den Tee und spielte mit seinem Sohn, der nun schon stramm auf seinen dicken Beinchen dahertrabte und seinen Vater mutwillig am Schnurrbart zaulte.

Wenn ein Uneingeweihter dieses Trio hätte beobachten können, so hätte er auf eine sehr glückliche kleine Familie schließen müssen.

Der kleine Albrecht nannte seine Tante Signe „Mutter“. Seine estnische Amme hatte ihm das beigebracht und Signe hatte nichts dagegen einzuwenden gehabt. Es dünkte ihr so wundervoll, sich Mutter nennen zu lassen, und sie war dem Kinde ja auch im wahren Sinne des Wortes Mutter, sie liebte ihn so, als hätte sie ihn unter ihrem Herzen getragen.

Der erste Schnee im Jahre flochte herab, als Signe in Terwast in aller Eile das Notwendigste und Kostbarste zusammenpackte, um es nach Reval zu retten. Bisher hatte sie auf die sanften Mahnungen Baron Göllers, doch lieber in die Stadt überzusiedeln, nicht hören wollen. Sie liebte es so sehr, sich auf dem Lande bis in den tiefen Herbst hinein in die Einsamkeit einzuspinnen.

Nun, wo sie doch geglaubt hatte, ihren Gatten in absehbarer Zeit nach Hause erwarten zu können, hatte sie den ihr so angenehmen Landaufenthalt noch so recht auskosten wollen, denn sobald Pierre wieder daheim war, würde es mit der ländlichen Ruhe doch ein Ende haben, hatte sie sich gesagt. Pierre liebte es ja, Menschen um sich zu sehen. Allerdings die Zeiten waren jetzt nicht danach, um an Jagden und Dinners zu denken.

Plötzlich war alles anders gekommen, wie Signe es sich vorgenommen. Luß hatte ihr möglichst schonend die Trauerbotschaft übermittelt, er hatte seiner jungen Schwägerin aber knapp Zeit gelassen, sich in ihre veränderte Lebenslage einigermaßen zu finden, er dachte nur an das eine: sie muß fort von hier, in einer anderen Umgebung kommt sie schneller über ihren ersten Schmerz hinweg.

„Keine Stunde länger als unbedingt nötig, dürfen Sie hier in Terwast bleiben, Signe, Sie ahnen ja nicht, welche Gefahr Sie sich hier aussetzen.“

Unter den Bauern in Terwast garte es schon lange, doch Signe, die ja nur mit den Hausbediensteten in Berührung kam, hatte nichts davon gemerkt. Außerdem kannte sie keine Furcht.

Luß hatte sich schon wiederholt die Frage gestellt: Liebt Signe meinen Bruder oder ist er ihr bloß „nicht unsympathisch“. Sie hatte immer in einem so sehr gelassenen Ton von Pierre geredet. Und auch die Nachricht von seinem Tode hatte sie gefaßt aufgenommen. Luß hatte den Eindruck gewonnen, daß es hauptsächlich Mitleid mit ihm war,

der so allein, voraussichtlich sogar nach schlechter Pflege, im fernen Kriegshospital hätte sterben müssen.

„Warum hat sie Pierre geheiratet?“ dachte Luz immer wieder.

Wenn er sich seiner eigenen kurzen, so unsagbar glücklichen Ehe erinnerte, mußte er über seine Schwägerin verwundert den Kopf schütteln.

„Albrecht soll dereinst alles, was ich besitze, von mir erben,“ sagte sie am Vorabend der Abreise in die Stadt, als Luz, nach einem letzten Inspektionsgange durch die Wirtschaft, den Tee im Salon seiner Schwägerin nahm.

„Sie zählen, wenn ich nicht irre, erst 23 Jahre, Signe. Ist es nicht zum mindesten verfrüht, derartige feste und schwerwiegende Verfügungen zu treffen?“ erwiderte er lächelnd.

Sie schaute ihn ruhig an.

„Mit andern Worten gesagt, Sie meinen, daß ich mich zum zweiten Male verheiraten werde, Luz. Sie irren sich, das wird nicht geschehen.“

Luz hielt es für zwecklos, zu widersprechen. Ihm lag nichts an dieser Erbschaft für seinen Sohn. Albrecht würde dereinst genug haben. Wehmütig zog es ihm durch den Sinn, daß Pierre, der so sehr am Wohlleben gehangen, sich dessen nur eine kurze Frist hatte erfreuen können. Armer Bruder! Luz hatte das Empfinden, als ob ihm niemand aufrichtig um den Verstorbenen trauerte. Pierre hatte es eben bei seinen Lebzeiten nicht verstanden, sich wirkliche Freundschaft und Zuneigung zu erwerben, durch seine liebenswürdigen Eigenschaften hatte er hauptsächlich in der Gesellschaft ge- glänzt.

Frau Signe wußte, in welchem Fach von ihres Gatten Schreibtisch die wichtigen Dokumente aufbewahrt lagen. Die allerwichtigsten Papiere waren in einem Safe in einer Bank in Reval deponiert, den Rest hier packte Signe, als Luz sie heute verlassen hatte, in einen kleinen Handkoffer, den sie persönlich morgen nach Reval mitnehmen wollte.

Plötzlich hielt sie einen Brief mit der Aufschrift „An meine Frau. Nach meinem Tode zu öffnen“ in ihren Händen.

Unwillkürlich rann beim Anblick von Pierres Handschrift ein Frösteln durch ihre Glieder . . . Wie eine Stimme aus

dem Grabe umtönte es sie. Ihre Knie begannen zu zittern... Was hatte Pierre ihr zu sagen?

Mit bebenden Fingern öffnete Signe den Brief. Sie las, und vor ihren Blicken begann es zu flimmern. Welche Sprache war das! Ein ganz anderer Pierre als der, den sie zu kennen geglaubt, schaute ihr hier aus den Zeilen entgegen. Vier eng beschriebene Seiten waren es.

Nun war ihr plötzlich so vieles, ach, so vieles klar und verständlich... Den neuen Ton in den Briefen ihres Gatten, die er ihr aus der Mandchurei geschrieben, begriff sie nun endlich. Er hatte sie so oft befremdet, ja fast geängstigt, sie jedenfalls beunruhigt. Sie selber war in ihren Antworten an Pierre ganz unverändert geblieben: teilnahmsvoll freundlich, aber doch kühl. Dazwischen hatte die Sorge um sein Befinden zwischen den Zeilen geklungen, das aber war auch alles gewesen, nicht die sehrende Gattin hatte aus ihren Worten gesprochen.

Nun kam eine gewisse Reue über sie. Hätte sie doch mehr Wärme gezeigt! Aber etwas, das nicht in ihr gewesen, hatte sie doch nicht zu geben vermocht.

Nun war ja alles zu spät! Pierre schlief in seinem fernen Grabe, von dem hier niemand wußte, wo es lag. Hätte sie doch den Brief lieber nicht gefunden und gelesen. Das war aber nun mal geschehen, sie mußte sehen, wie sie mit diesen neuen Gefühlen, die plötzlich auf sie einströmten, fertig werden konnte.

Wie sie Pierres Brief nochmals überdachte, fühlte sie, daß ihr das Blut heiß in die Schläfen stieg.

Jemand pöchte an die Tür.

„Herein,“ rief Signe.

Ihre Stimme zitterte so stark, daß sie darüber erschrak.

Luß war es, der noch einmal vorsprach, um zu hören, wie weit Signe mit dem Einpacken wäre, und ob er ihr irgendwie helfen könne dabei.

„Nein — nein, danke.“

Ihre Sprechweise klang so verändert, daß Luß erstaunt auf dem Teppich in der Nähe der Tür stehen blieb.

„Verzeihung, es war nicht meine Absicht, Sie zu stören, Signe.“

Sie riß sich gewaltsam zusammen. Hastig klappte sie

den Deckel des Kofferchens zu. „Sie stören mich keineswegs, ich danke Ihnen, Luz, aber ich bin bereits fertig.“

„Die Schlitten sind zu morgen früh bestellt,“ sagte Luz, nun doch näher tretend, „je eher wir von hier aufbrechen, um so besser. Ich fürchte, wir werden Terwast nicht so wiedersehen, wie wir es jetzt verlassen. Ihnen kann ich es ja ruhig sagen, daß große Gefahr für alle Großgrundbesitzer in unserm Kreise im Anzuge ist. Ich weiß, Sie kennen keine Furcht.“

„Nein, gewiß nicht. Ich fürchte nur für Albrecht. Nur um des Kindes willen habe ich mich dazu bewegen lassen, in die Stadt zu flüchten. Es sieht doch so feige aus.“

„Keineswegs,“ erwiderte Luz ruhig. „Es ist bloß ein Gebot gesunder Vernunft. Die Bauern werden allerdings noch in Schach gehalten, aber es kann jeden Augenblick losbrechen. Der helle Aufruhr! An die Brandstiftungen hat man sich ja nachgerade gewöhnt. Bei mir in Lindenheide haben sie in der vergangenen Woche auch eine Scheune mit Gerste angezündet.“

„Das erzählen Sie so gelassen?“

„Ich lege kein sonderliches Gewicht auf den Vorfall. Die Gebäude waren außerdem gut versichert. Günther Herstorff hat schon mehr als einen Brandbrief erhalten. Er macht sich ebenso wenig daraus wie ich. Wir haben ja auch nun einen Selbstschutz organisiert. Ich denke, alles, was Waffen tragen kann, die Studenten zunächst, die zu den Weihnachtsferien nach Hause kommen, die sonst zu tanzen und die Cour zu schneiden lieben, werden diesmal etwas anderes zu tun bekommen. Jedermann, der sich für den Selbstschutzverein meldet, ist willkommen.“

„Das ist ja viel schlimmer als offener Krieg,“ sagte Signe leise.

Sie saß in einer müden Stellung da und hielt ihre Hände im Schoß gefaltet. Und sie dachte daran, wie sehr Pierre Terwast geliebt, wieviel schöne kostbare Dinge er hier mit seinem künstlerischem Verständnis zusammengetragen. Das meiste mußte sie, seine Witwe, ja nun im Stich lassen, der rohen Gewalt eines verblendeten Landvolkes weichend. Ach, was lag schließlich an all diesen Dingen! Für Pierre würden sie ja auch dann, wenn sie unverfehrt bleiben sollten, nicht mehr da sein.

„Jawohl, was unaufhaltsam heranzieht, ist viel schlimmer als ein offener ehrlicher Krieg,“ wiederholte Luß und eine düstere Falte erschien zwischen seinen Brauen.

\* \* \*

„Gott sei Dank, daß ihr endlich da seid,“ sagte Hete Hellberg, die über den verschneiten großen Platz auf dem Dom zu Signe hinübergekommen war. „Du siehst ordentlich blaß und elend aus, Signe,“ fuhr sie fort und dachte: sie grämt sich doch mehr um Pierre, als ich's vermutet habe. Und dann fügte sie ganz unvermittelt hinzu: „Luß ist doch ein ganz famoser Mensch, nicht wahr? Du bist gewiß auch froh, daß er dir in diesen ernstesten Zeiten mit seinem Rat zur Seite steht. Baron Gölter, mein hochverehrter Herr Vormund — der Himmel sei gelobt, bald hat es mit der Vormundschaft ein Ende — ist doch nicht viel mehr als eine Strohpuppe. Das erste, was ich tue, sobald meine Mündigkeitserklärung erfolgt ist, ist das, daß ich nach Udenholm ziehe. Tante Lising genügt vollkommen als Anstandswauwau. Ja, wenn ich erst wieder in Udenholm bin, dann wird das Leben doch ganz anders sein als jetzt.“

„Wenn Udenholm dann überhaupt noch existiert, ich meine, wenn Euer Haus dort noch steht, wenn du ein Dach über dem Kopfe dort haben wirst,“ entfuhr es der jungen Frau unwillkürlich.

„Wie meinst du das?“ rief Hete in jähem Schreck, „bis jetzt ist doch alles dort ruhig gewesen.“

„Das ist nicht so ganz der Fall. Es tut mir aber leid, daß ich dich damit erschreckt habe, Hete, augenscheinlich wollen Luß und Günther Herstorff Euch nicht vor der Zeit ängstigen, ich meine aber, es ist immer gut, auf das Schlimmste gefaßt zu sein.“

„Mir macht man nicht so leicht bange, da kennst du mich aber schlecht, Signe,“ rief Hete hitzig. „Ich bin vor Ärger rot geworden, weil ich hier auf dem Dom wie in einen Käfig gesperrt sitzen muß. Wenn ich könnte, ich liefе zu Fuß nach Udenholm. Dort ist mein richtiges Zuhause, dorthin und nirgendwo anders gehören wir beide, Doralise und ich.“

„Hete, nimm doch Vernunft an,“ überredete Frau Signe, „ich wäre auch viel lieber auf dem Lande geblieben, aber es geht doch nicht immer so, wie wir es wünschen. Und

einer zwingenden Notwendigkeit muß man dann auch klaglos gehorchen."

Aber Hete ließ sich nicht so leicht überzeugen.

"Dir kann Terwaft gar nicht so sehr am Herzen liegen, jedenfalls nicht so wie uns unser Udenholm. Du bist nicht auf dem Lande aufgewachsen. Und es ist gräßlich — gräßlich," Hete erhob anklagend beide Hände, "daß ich hier tatenlos sitzen muß mit den beiden Terberussen und meiner so unendlich gefassten und vernünftigen Schwester. Aber bei Doralise ist es bloß Selbstbeherrschung, ich kenne sie doch! Sie würde auch im Grunde lieber heute als morgen nach Udenholm zurückkehren. Sie schweigt aber. Ich jedoch, ich brenne Euch hier eines schönen Tages durch. Ja, das sollst du an mir erleben, Signe."

"Aber Hete, so nimm doch Vernunft an," begütigte die junge Frau nun ernstlich beunruhigt. Hätte sie doch lieber kein Wort gesagt. Dem Wildfang war schon allerhand Unberechenbares zuzutrauen.

"Ich kaufe mir nächstens einen Revolver, Signe. Zu schießen verstehe ich doch, ich habe, als Papa noch lebte, so oft in unserem Park ins Ziel geschossen. Ich glaube, ich brächte es fertig, ganz allein Udenholm gegen Mordbrenner zu verteidigen."

"Um Gott, Kind, so mäßige dich doch . . ."

"So. Nun fängst du auch schon an. Genau mit denselben Worten wie Tante Leonie. Nun schön, schön, ich bin ja still . . . Ich werde nichts gesagt haben. Ich bin wieder ganz zahm, aber ich warne dich trotzdem, Signe. Ihr werdet, wenn's drauf ankommt, noch alle an mir was erleben!"

## Siebentes Kapitel

Wie alljährlich, so standen auch im Dezember 1905 in Reval auf dem großen freien Platze bei der estnischen Johanniskirche dichte Reihen von Weihnachtsbäumen zum Verkauf. Es war ein richtiges Weihnachtswetter, aber keine Weihnachtsstimmung.

Wer sollte sich denn auch in diesem Jahre auf das Christfest freuen? Hundertunddrei Rittergüter waren kurz vor Weihnachten ausgeraubt, niedergebrannt, verheert worden, und noch immer zogen die Scharen bewaffneter Bauern, die sich wider Recht und Obrigkeit empört hatten, durch das Land:

Die estländische Ritterschaft hatte in Anbetracht der drohenden Zeitläufe einen außerordentlichen Landtag einberufen, und während die Mehrzahl der Herren vom Lande auf dem Dom im Ritterhause tagte, war auf dem flachen Lande das Fürchtbare geschehen.

Die Eisenbahnzüge, die jetzt immer mit Verspätung einliefen, waren mit Flüchtlingen überfüllt. Auch auf diese Züge, in denen sich hauptsächlich verängstigte Frauen und Kinder befanden, wurde von den Aufständischen geschossen.

Und dann gab es wiederum, wie schon mehrfach vorher, Eisenbahnstreiks, gab es weder telephonische noch telegraphische Verbindung aus Reval nach außerhalb. Verzweiflung, Schrecken herrschten, und in der Luft lag dabei doch das Klingen jauchzender Engelstimmen: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen . . .“

Niemand aber lauschte wie sonst wohl mit stillem gläubigem Herzen dem Gesang der himmlischen Heerscharen, der das schönste Fest im Jahr verkündet. Ein jeglicher hatte vollauf mit seinen irdischen Nöten und Sorgen zu schaffen, und, wer nicht für sein eigen Hab und Gut oder um die Sicherheit seiner eigenen Person bangte, der hatte nahe Anverwandte und Freunde, die in Gefahr schwebten.

Fast in jedem Hause in Reval hatten Flüchtlinge Unterkunft gefunden. Man hatte ja auf dem Lande, sobald es hieß: „Die Bauern, die Bauern kommen!“ die Kinder aus den Betten, aus dem Schlaf gerissen, sie notdürftig in warme Decken gehüllt und war mit ihnen hinaus in die bitterkalte Winternacht geflüchtet. Stundenlang waren manche über Moräste und durch Wälder in offenen Schlitten geflohen, bis eins der kleinen Landstädtchen, oder eine Bahnstation, oder gar, wenn das Glück hold war, Reval selbst erreicht worden war.

Tante Leonie stöhnte von früh bis spät. Nein, daß es möglich war, dergleichen erleben zu müssen! „Ich habe es ja immer gesagt,“ jammerte sie, „das Volk von heute kennt keinen Respekt mehr. Als ich im vorigen Sommer bei dir in Terwast war, Signe, da ging, ich erinnere mich dessen sehr genau, ein Knecht an der Freitreppe des Herrenhauses vorüber und setzte sich seine Mütze, nachdem er sie zum Gruß abgenommen hatte, sogleich wieder auf.“

„Ja, aber warum sollte er's denn nicht?“ meinte die junge Frau verständnislos.

„Ich bitte dich, das ist doch ein Zeichen von Respektlosigkeit. Zu meiner Zeit, als ich jung war, da hätte sich's ein Knecht auf dem Gut meines Vaters nur einfallen lassen sollen, sich früher zu bedecken, als bis er außer Sicht des Herrenhauses war.“

Frau Signe suchte stumm mit den Achseln. Für dergleichen hatte sie kein Verständnis.

Lutz war selbstredend auch zum Landtage nach Reval gekommen. In der Gegend von Lindenheide und Udenholm herum verhielt sich noch alles ruhig. Er hatte Günther gebeten, ihm auf irgendeinem Wege sofort Nachricht in die Stadt zu senden, sobald dort Gefahr nahen würde.

In Lindenheide war nun alles in schönster Ordnung, neue Ställe gab es dort und das Wohnhaus war renoviert worden. Lutz wurde das Herz schwer beim Gedanken, daß möglicherweise das kaum Geschaffene schon so bald durch ruchlose Hände zerstört werden könnte. Es war ja nicht fortzuleugnen, daß es auch dort im entlegenen Winkel der Provinz, in den Stranddörfern, gärte.

Pastor Hegemeisters Ermahnungen von der Kanzel herab

fruchteten so gut wie nichts, denn die Kirche wurde fast nur von alten Weiblein und unmündigen Kindern besucht.

Zwei Tage vor dem heiligen Abend kam Günthers Botschaft. Höchste Gefahr sei im Verzuge, man habe ihn, Günther, ernstlich gewarnt. Den Brief hatte, in seinem Stiefelschaft verborgen, ein Udenholmer Knecht gebracht. In Eile hatte Günther seinem Schreiben noch hinzugefügt, daß Tante Lising durch nichts zu bewegen sei, Udenholm zu verlassen und sich in die nächste Stadt in Sicherheit zu bringen. Auch die alten Pastors wären, was das anbeträfe, total obstinat. Ob Luß nicht Harry Hegemeister ein Wort darüber sagen könne; er solle doch seine alten Eltern auf jeden Fall in die Stadt hinüberschaffen.

Wo war aber Harry Hegemeister? fragte sich Luß. Harry hatte sich dem Selbstschuß zur Verfügung gestellt. Er war immer dort, wo es gerade am gefährlichsten zuging, zu finden. Er geleitete die Transporte der Flüchtenden, beschirmte Frauen und Kinder, und so manche Kugel, aus dem Hinterhalt kommend, war bereits an seinem Ohre vorübergepiffen.

Voller Ungeduld wartete man auf das Militär aus St. Petersburg.

Onkel Leopold kam ganz verstört nach Hause. Er war bei Göllers gewesen, um dort zu trösten, denn unter den ersten Rittergütern in Estland, die in Flammen und Rauch aufgegangen waren, hatte sich auch Pichterwall befunden.

Ja, nun konnte Eberhard Göller, der Zeit seines Lebens aus dem Vollen gewirtschaftet hatte, wahrlich mit dem weißen Stab von Haus zu Haus gehen.

„Ich werde barmherzige Schwester,“ hatte Litta in einer heroischen Aufwallung erklärt.

„Gott stehe mir bei! Die, und barmherzige Schwester!“ hatte Onkel Leo gebrummelt. „Von der möchte ich mich nicht pflegen lassen.“

Im Ernst dachte Litta auch gar nicht daran. Im Gegenteil, sie hatte ganz etwas anderes in Aussicht genommen: ihre Zukunft hieß Ditto Arfnal! Der „unwiderstehliche Ditto“ saß jedoch gegenwärtig irgendwo an der Riviera, wohin er seine wert- und kostbare Person längst in Sicherheit gebracht hatte.

„Wenn Marielchen Seltig ihn nur nicht am Ende wegfängt,“ das war die größte Sorge, die Litta nun hatte. „Bankerott wäre Papa ja doch über kurz oder lang geworden,“ dachte sie . . . „Ob es nun ein wenig früher geschah oder ein bißchen später, das war doch im Grunde ganz egal.“

„Ja, und denkt Euch bloß,“ stöhnte Onkel Leo, „in der Ruffstraße im Polizeigebäude revoltieren die dort internierten Gefangenen. Droben im dritten Stock. Ich hab's mit meinen eigenen Augen gesehen, wie sie die Möbel aus der Wohnung eines Gefängnisaufsehers auf die Straße schleuderten. Die Fensterscheiben splitterten nur so! Ein Schrank, eine Kommode, Stühle, alles sauste durchs Fenster mitten in den Schnee herab.“

Tante Leonie konnte nur noch stumm ihre Hände ringen. Nach und nach war sie bei den sich unaufhaltsam folgenden Ereignissen, eins immer gräßlicher als das andere, sprachlos geworden. Sie hätte sich eher rädern lassen, als daß sie ihren Fuß den langen Domburg hinab gesetzt hätte. Hier oben konnte man doch noch auf einige Sicherheit rechnen. Für die Nacht wurde das uralte Tor unten sogar geschlossen.

Hete kam aus der Küche. Dort saß der Udenholmsche Knecht, der Luß die Nachricht von Günther gebracht hatte. Die letzte Wegstrecke hatte er zu Fuß zurücklegen müssen. Sein Pferd und den kleinen Schlitten hatte er in einem Dorf eingestellt. Die Bauern hätten ihm doch alles geraubt. Sie witterten überall Boten, die nach Hilfe entsandt waren, und fingen sie ab, wo sie nur konnten, sie durch Drohungen dazu zwingend, sich ihnen anzuschließen.

Der Knecht war ein Verwandter des Stubenmädchens Trina und diese hatte rotgeweinte Augen. Ihr Bräutigam, den sie nächsten Herbst hatte heiraten sollen, war auch bei den Banden gesehen worden. „Freiwillig ist er mitgezogen,“ hatte der Knecht der schluchzenden Trina versichert.

„So'n Lump,“ jammerte sie, „wenn die Soldaten ihn auch nachher nicht aufhängen sollten, ich nehm ihn jetzt doch nicht mehr. Und wenn er aus Udenholm hierher bis auf den Dom auf seinen Knien zu mir gerutscht käme. So'n Lump, wo ihm doch der Herr Inspektor die Pachtung im Dorf versprochen hat. Und dann hätten wir heiraten können.“

Und Trina zerfloß aufs neue in Tränen.

„Heule nicht, Trina,“ sagte Hete, die herausgekommen war, „du kriegst schon einen andern, einen Bessern. Und wenn ich erst mündig geworden bin und in Udenholm auch ein Wort mitzureden haben werde, dann laß mich schon für eine Pachtstelle für Euch sorgen. Die Schufte, die jetzt mit den Banden mitmachen, die werden nachher doch aus ihren Pachtgesinden hinausgesetzt.“

Dann wandte sich Hete dem Knecht zu und nahm ihn ins Verhör.

Als sie bald nachher in den Salon trat, war Luß gerade gekommen. „Ich muß schleunigst nach Hause,“ sagte er. „Wie ich dorthin komme, weiß ich allerdings vorderhand noch nicht. Weder geht ein Zug noch kann ich mir von Hause Pferde kommen lassen. Mit Postpferden zu fahren, wäre der helle Wahnsinn. Für eine Bandenkugel komme ich mir denn doch zu schade vor. Bleibt mir also noch — so wie in mittelalterlicher Zeit, übrig, mich zu verummnen. Jahn, der Knecht, wird bis auf weiteres hier deponiert, und ich nehme seinen Pelz, seine Stiefel und seine Mütze aus Lammfell. Sehr appetitlich scheint mir sein Schafpelz nicht gerade zu sein, aber Not kennt kein Gebot. Fehlt also nur noch die eine Hauptsache, der zu beschaffende Gaul. Die Orlower aus Terwaß, die Signe hier im Stall hat, sind ausgeschlossen, die sind viel zu massiv, sie würden eine brillante Zielscheibe bilden. Es muß ein leichtes und möglichst schnelles Pferd sein, das ich mir noch suchen will.“

„Nimm mein Reitpferd, Luß,“ rief Doralise. „Es steht ja im Tattersall. Es ist ein sehr schnelles gutes Halbblut und geht auch vorzüglich im Anspann. Papa hielt immer etwas davon, die Reitpferde auch im Notfall als Fahrpferde benutzen zu können.“

„Ja, wenn du dein Pferd opfern willst, Doralise, ich kann mich für nichts verbürgen.“

„Wie kannst du nur so etwas sagen, Luß, wo du doch dein eigenes Leben bei dieser Fahrt aufs Spiel setzt. Ich verstehe dich ja, ich würde an deiner Stelle ebenso handeln,“ fügte Doralise hinzu.

„Adieu, Doralise, hab' Dank. Ich lasse dein Pferd aus dem Tattersall abholen. Ich hole es mir am besten selbst

als Jahn verkleidet. Gib mir nur eine Vollmacht, daß es mir ausgeliefert wird.“

„Die sollst du haben. Orlic ist wie der Wind so schnell, in zehn Stunden bist du in Udenholm bei langsamer Fahrt, sonst in acht.“

„Leb wohl, Onkel Leopold.“ Luß schüttelte dem alten Herrn die Hand und umarmte ihn. „Sieh nicht so sorgenvoll und versteinert aus, Onkelchen. Es werden auch wieder bessere Tage für unser armes Land kommen. Vielleicht war diese Krise in mancher Beziehung sogar ein Segen. Du schüttelst mit dem Kopf über meine abenteuerliche Vermummungsidee. Dabei ist jedoch, genau genommen, nichts zu verwundern. In solch einem Strauchkriege, wo die Angreifer aus dem Hinterhalt hervorbrechen, müssen für uns, die wir uns unserer Haut wehren, alle Vorteile gelten. Drüben in Kurland und Livland sind noch ganz andere abenteuerliche Dinge passiert. Hete, adieu, hete! Wo steckt sie denn? Grüßt sie bitte von mir. Ich muß nun fort, um meinem Sohn noch schnell einen Abschiedskuß zu geben. Dann in der Abenddämmerung soll's gleich losgehen. Kann man sich auch auf Eure Dienstboten verlassen? Werden die auch reinen Mund halten? Spione gibt es jetzt überall?“

„Unsere Leute sind treu,“ versicherte Doralise, und Onkel Leopold fügte hinzu: „Alles Udenholmer Gewächs. Köchin, Stubenmädchen und Diener. Kustas, der Alte, den du ja noch aus deiner Knabenzeit her kennst, ließe sich für seine Herrschaft in Stücke hauen, wenn's nötig wäre.“

„Nun, dann Gott befohlen,“ sagte Luß, und verließ mit raschen, federnden Schritten das Gemach. — —

Frau Signe hatte auch jetzt ihre Gesellschaftsräume nicht zugesperrt, in ihnen wimmelte es von ein paar kinderreichen Familien vom Lande. Der kleine Albrecht hatte eine Menge Spielgefährten bekommen. Einem und dem anderen hatte er auch mit seiner Garderobe aushelfen müssen.

Signe fühlte sich in ihrem Element. Vom Morgen bis zum Abend war sie auf den Füßen und sorgte für das Wohl ihrer Gäste. Tröstete hier und pflegte dort, und die vielen Kinder um sie herum waren ihr ganzes Entzücken, das sie auch in dieser ernstesten und schweren Zeit nicht unterdrücken konnte.

Als Lutz seiner Schwägerin gegenübertrat, mußte er unwillkürlich daran denken, daß sie ihm wie die heilige Elisabeth vorkam. Über dem stumpfen Schwarz ihres Trauerkleides leuchtete das wundervolle Blond ihres Haares. Er sah sie in seinen Gedanken noch eine ganze Weile nachher vor sich, wie sie dagestanden hatte, das kleine Kind der jungen Gräfin Etkau auf dem Arm, die krank zu Bett lag und sich nach ihrem Manne bangte, der im Selbstschutz war.

Lutz Abschied von Signe und dem kleinen Albrecht war flüchtig gewesen; er durfte jetzt keine Zeit mehr verlieren, wenn er noch heute abend die Stadt verlassen wollte. Als er dabei war, für alle Fälle ein paar notwendige Niederschriften zu machen, wurde er durch Trina, das Hellbergische Stubenmädchen, gestört, das ihm einen Zettel von Hete brachte.

„Lieber Lutz,“ schrieb Hete, „schlage mir meine Bitte nicht ab, die Trina, unser Mädchen, mit hinaus nach Udenholm zu nehmen. Dein leichter Schlitten, Jahn sagte mir soeben, er habe für dich von unserem Milchmann einen „Keld“ geliehen, d. h. für sich, wird durch unsere Trina nicht überlastet werden. Das arme Mädel! Ihre Mutter, die als Dorfarme in Udenholm wohnt, ist schwer krank. Sie weint sich die Augen aus dem Kopf, sie will die Mutter pflegen. Ich habe so sehr viel Verständnis für ihren Kummer, und, da du nun nach Udenholm fährst, lieber Lutz, „als Knecht Jahn friisiert“, so könntest du doch wirklich nichts dagegen haben, daß Trina in ihrem Bauernpelz den zweiten Platz im Schlitten einnimmt. Vielleicht, nein sicherlich sogar, ist es viel besser und unauffälliger, so zu zweit durchs Land zu kutschieren. Ich hoffe, du sagst nicht nein, Lutz. Gib Trina Bescheid. Sie wagte es auf keinen Fall, dir persönlich mit ihrem Anliegen zu kommen, deshalb habe ich mich zu ihrem Anwalt gemacht. Es grüßt dich und sagt dir auf Wiedersehen  
Deine Kusine Hete.“

Trina hatte verweinte Augen, und als Lutz sie anredete, hielt sie ihren Schürzenzipfel vor dem Gesicht, stammelte etwas Unzusammenhängendes und begann leise zu schluchzen.

Lutz überlegte nicht lange. Mochte die Person denn ruhig mitfahren, hoffentlich verstiegen unterwegs ihre Tränenströme. Hete hatte nicht so unrecht, dachte er, es war viel harmloser, wenn ein Paar des Weges dahinfuhr, als einer

allein, der dann immer eine verzweifelt denkbare Ähnlichkeit mit einer Stafette besaß und den Argwohn der umher schwärmenden Banden leicht erregen konnte.

Langsam begann die Abenddämmerung über die Stadt herabzusinken.

Doralise, Tante Leonie und Onkel Leopold saßen am verglimmenden Kaminfeuer im behaglichen Wohnzimmer.

Hete war bereits zu geraumer Zeit zu Signe hinübergegangen, „die Hören dort warten helfen“, hatte sie beim Fortgehen gesagt.

Die drei redeten kaum miteinander. Jeder hing seinen trüben und sorgenvollen Gedanken nach.

„Gut, daß dein Vater diese Zeiten hier nicht erlebt hat,“ wandte sich Onkel Leopold nach längerem Schweigen an Doralise. „Er hätte den Tod davon gehabt und es wäre kein friedliches und ruhiges Sterben für ihn gewesen. Mit seiner Person verkörperte er sozusagen die alte Tradition bei uns in der Provinz. Er war die Ehrenhaftigkeit selbst. Erbarmungslos konnte er sein, wenn jemand auch nur im geringsten vom richtigen Pfade abwich. Wenn ich bloß daran zurückdenke, wie furchtbar er sich wegen der Geschichte mit Luß damals aufgeregt hatte!“

„Was war es eigentlich mit Luß,“ erkundigte sich Tante Leonie interessiert. „Ich bin trotz wiederholten Fragens niemals dahinter gekommen.“

Onkel Leopold gab keine Antwort. Er war an das Fenster getreten und lauschte angestrengt.

„Hörtet Ihr soeben den langgezogenen Sirenenton?“ sagte er dann. „Das wird der Dampfer aus St. Petersburg sein. Er bringt uns endlich wieder Post. Nachrichten aus der Welt draußen. Der Eisbrecher hat das Schiff in den Hafen geschleppt und so mancher wird glücklich sein, auf ihm die Stadt später verlassen zu können.“

Tante Leonie fragte nicht weiter nach der Geschichte mit Luß, der Dampfer aus Petersburg beanspruchte jetzt ihr ungeteiltes Interesse. Dann klingelte sie und bestellte den Tee. Es war nun ganz finster geworden, der Diener brachte die Lampe und legte im Kamin neues Holz auf.

„Wo nur Hete so lange bleiben mag?“ sagte Tante Leonie und schenkte den Tee aus der massiven weitbauchigen silbernen Kanne mit dem Hellbergischen Wappen ein. „Es

wird ihr doch nichts zugestoßen sein. Bei Hete kann man niemals wissen, wie und was."

"Es ist aber doch gar kein Grund zur Beunruhigung da," meinte Doralise, "bis zu Signe sind es nur wenige Schritte über den Platz, und wenn Hete mal drüben ist, dann lassen sie sie auch niemals so bald wieder fort. Sie heitert mit ihrer Munterkeit all die bedrückten Gemüther auf, besonders die arme kleine Gräfin Eltau, die fast immer in Tränen ist."

Onkel Leopold schraubte die große Lampe mit dem gelben Seidenschirm ein wenig höher und griff nach seiner Stickerarbeit, während Tante Leonie mit einem Seufzer ihren Leihbibliotheksroman wieder zur Hand nahm.

Doralise trat in die Fensternische und schaute über den verschneiten Platz. Morgen war Weihnachten! Aber in den Herzen der verängstigten besorgten Menschen herrschte keine Festfreude. Nur die Kinder redeten wie sonst wohl vom Fest, aber die größeren unter ihnen hatten auch schon viel vom Ernst der Erwachsenen und sahen scheu und gedrückt aus.

"Wo war Harry Hegemeister?" Diese bange Frage lag Doralise schwer auf der Seele. Jedesmal, wenn die Haustürklingel ertönte, schrak sie empor und dachte mit stürmischem Herzklopfen: "Jetzt kommt er! Jetzt ist er endlich da!"

Jedoch Harry ließ nichts von sich hören, und heimlich hoffte Doralise, daß er gegenwärtig nicht in Udenholm auf dem Pfarrhof bei seinen alten Eltern weilen möge. Dem greisen Pastorenpaar würde voraussichtlich nichts Schlimmes geschehen, dazu hatten die Udenholmer Leute denn doch noch zu großen Respekt vor ihrem langjährigen Seelsorger. Aber Harry konnte dort um so eher etwas Ernstliches zustoßen. Er selber würde nicht viel Federlesens mit den Unbotmäßigen machen und um so größer wurde hierdurch die Gefahr, in der er schwebte.

Niemals hätte Doralise Hellberg geglaubt, daß sie um einen, den sie viele Jahre hindurch nur wie einen alten lieben Freund aus ihrer Kinderzeit betrachtet hatte, sich so sehr bängen, so unsagbar grämen würde.

Wenn sie es doch hinausschreien könnte, wie sehr sie litt . . . / So still und stumm alles in ihrer Seele vergraben zu müssen, das war hart für sie. Wer aber würde sie verstehen? Tante Leonie würde ein Gezeter anstellen: eine

Hellberg liebte einen Bürgerlichen, einen mittellosen Chemiker, der auch gar keine Aussicht zum Vorwärtskommen hatte! Onkel Leopold würde seine ratloseste Miene machen, und Hete? Ach, Hete war ein Kindskopf, die würde sofort mit den tollsten und abenteuerlichsten Vorschlägen und Plänen kommen:

„Die Hauptsache bleibt ja doch, daß du und Harry zusammenkommt, und je größer das Entsetzen unserer verehrlichen Sippe darüber, um so besser!“ —

Aber warum blieb Hete nur so lange aus. Nun begann auch Doralise eine gewisse unklare Angst um die Schwester zu empfinden. Sie schaute angestrengt über den Platz. Kam Hete denn noch immer nicht?

Ein Schlitten glitt den langen Domberg hinauf und hielt unten vor dem Portal des Hellberg'schen Hauses. Eine hohe, in einen langen dunklen Mantel gehüllte Männergestalt entstieg langsam dem Gefährt. Doralise blickte hinunter — wer mochte es sein? Harry — hatte sie zunächst in heiß aufflackernder Hoffnung gedacht, aber nein, Harry Hegemeister war nicht so lang aufgeschossen, war viel zierlicher gebaut, auch nicht so schwerfällig in seinen Bewegungen.

Jetzt erscholl die Glocke unten an der Haustür, die Punkt acht Uhr geschlossen worden war.

„Mein Gott, wer kann das sein? Was bringt er uns?“ fragte sich Doralise mit steigender Besorgnis.

„Göllner wollte heute noch mal vorsprechen,“ meinte Onkel Leopold und schaute von seiner Stiderei auf.

Da erschien der alte Kustas in der Tür. Doralise erschraf über den verstörten Gesichtsausdruck des Alten, dessen Knie förmlich schlotterten, und sie dachte nicht anders, als daß eine neue Hiobspost das Haus erreicht hatte. „War Udenholm dahin, der Wut der Banden zum Opfer gefallen?“

„Der gnädige Herr,“ meldete der Diener stockend, und richtete seine Worte an Onkel Leopold, „möchten doch so gut sein und — in — das — Nebenzimmer kommen . . . . Da ist nämlich — jemand — nämlich . . .“

Bevor noch Onkel Leopold sich aus seinem Lehnstuhl emporgerappelt hatte, war Doralise bereits in das anstoßende Gemach geeilt und blieb dort mit erschrocken auf-

gerissenen Augen wie angewurzelt stehen . . . War es denn möglich?

„Ich bin's wirklich, Doralise, nicht mein Geist, ich bin dein totesagter Vetter Pierre Hellberg.“

Doralise war so benommen, daß ihre Hand unwillkürlich nach der nächsten Tischkante griff. Sie zitterte am ganzen Körper. Ihre Nerven waren so wie so stark mitgenommen durch die ewige Kette von Aufregungen.

„Pierre, du — du lebst? Laß mich Onkel Leo auf dein Hiersein vorbereiten. Er ist ein alter Mann.“

Doralise war eigentlich noch mehr über Pierres Aussehen erschrocken, als über seine Heimkehr überrascht. Im Kriege war es ja doch nicht ungewöhnlich, daß Totgeglaubte plötzlich frisch und gesund wiederkehrten . . . . Ja, aber Pierre Hellberg sah so entsetzlich elend und abgemagert aus wie sein eigener Geist. Er trug Zivil, obwohl er das als Offizier eigentlich nicht durfte. Aber er war ja offiziell tot, und in einem Massengrabe in der Mandschurei begraben, er mußte sich hier bei seiner vorgesezten Behörde erst genügend ausweisen.

Doralisens Besorgnis wegen Onkel Leopold erwies sich als unnütz. Der alte Herr kam gar nicht dazu, erschrocken zu sein, die Freude, den Neffen lebend vor sich zu sehen, war überwiegend. „Gottlob, daß du wieder da bist, Pierre,“ sagte er, „komm nur, Tante Leonie ist schon in allen Zuständen, ruft nach Riechsalz und behauptet, ihre Füße trügen sie keinen Schritt, so sehr sei ihr die Überraschung in die Glieder gefahren.“

„Wie kam man nur darauf, dich für tot auszugeben?“ wollte Tante Leonie natürlich zu allererst wissen, nachdem auch sie den Neffen umarmt und begrüßt hatte.

„Einer von Tante Brigitte Hellbergs Söhnen, der auch Pierre heißt, lag mit mir zusammen im Hospital. Ihn raffte der Typhus dahin, mich aber hatte eine Kugel getroffen auf einem Refognoszierungsritt und meine Lunge verlegt. Lange, lange lag ich krank. Ich sandte Botschaften an meine Frau, an Euch.“

„Keine hat uns erreicht, kein Lebenszeichen von dir, aber es ist kein Wunder, du siehst ja, in welchen Zeiten wir hier leben, Pierre,“ sagte Onkel Leopold düster.

„Ich weiß, ich weiß.“

Pierre holte tief Atem, ganz erschöpft, wie ein alter, müder Mann saß er in seinem Sessel zusammengesunken da. „Nun bin ich heimgekommen, um in der alten Heimat zu sterben.“

„So darfst du nicht reden,“ sagte Tante Leonie und holte ihr Taschentuch hervor. „Denke an deine Frau, die arme, liebe Signe. So tapfer ist sie. Das ganze Haus hat sie voll Obdachloser. Alle sind hier ihres Lobes voll.“

„Ich kam zuallererst zu Euch, ich fürchtete durch mein plötzliches Auftauchen meine Frau zu erschrecken. Im Hafen beim Verlassen des Dampfers, mit dem ich nach Petersburg gereist bin, hörte ich bereits, daß Terwast so gut wie zerstört, und daß Signe mit dem Kinde hier ist. Verzeiht mir mein plötzliches Auftauchen hier, den Schreck, den ich Euch bereitet habe.“

„Wie du redest, Pierre, etwas so Freudiges ist allemal willkommen,“ sagte Doralise und erhob sich rasch. „Tante Leonie wird für eine Erfrischung Sorge tragen. Pierre, daran hätten wir sogleich denken sollen. Du siehst so sehr erschöpft aus, du Ärmster. Wenn es dir recht ist, gehe ich eiligst hinüber und bereite deine Frau auf dein Hiersein vor. Ich bringe sie hierher.“

Signe Hellberg stand und puhte den großen Weihnachtsbaum, den sie ihren kleinen Gästen morgen abend anzünden wollte, als Doralise mit fliegendem Atem eintrat. Sie war so erfüllt von dem, was sie zu berichten hatte, daß sie ganz vergaß, nach Hete zu fragen, erst unterwegs, als beide eiligst über den Schnee liefen, der den stillen, großen Platz bedeckte, fiel ihr Hete ein.

„Wir hätten doch Hete auch gleich mitnehmen sollen, Signe, sie ist ja schon seit dem Nachmittag bei Euch.“

„Hete? Nein, da irrst du dich. Hete habe ich heute überhaupt noch nicht gesehen, und bei uns war sie ganz gewiß nicht.“

„Dann muß sie in der Stadt unten bei Göllers sein,“ dachte Doralise, „mein Gott, wo denn sonst?“ Eine dumpfe Ahnung, daß mit Hete etwas passiert sein könnte, wurde in Doralise trotz dieser Beschwichtigungsversuche ihrer eigenen Befürchtungen zur Gewißheit.

---

## Richtiges Kapitel

---

Der kleine federleichte Schlitten, der „Keld“, in dem Luz Hellberg und seine Reisegeossin, die in einem mit dunklem Stoff überzogenen Schafspelz und in ein großes, graues Umschlagetuch so dicht verummmt war, daß nicht einmal ihre Nasenspitze, geschweige denn ihr ganzes Gesicht zu erblicken war, glitt lautlos über den weichen Schnee und durch die in Abenddunkel gehüllte Vorstadt Revals dahin.

Bei hereinbrechender Dunkelheit waren Türen, Hofpforten und Fensterläden geschlossen worden. Die Fabrik- schornsteine ragten düster empor, alles Leben war auf jenen Stätten der sonst so regen Arbeit erloschen.

Die Totenstille ringsherum hatte für Luz Hellberg etwas Beklemmendes. Er öffnete unwillkürlich ein paar Haken an seinem Schafspelz und tat einen tiefen Atemzug. Seine große Fellmütze hatte er tief über die Ohren herabgezogen. Er glich, wie er da so gemächlich in seinem Schlittchen saß, das Pferd nur gelegentlich durch ein Schnalzen mit der Zunge antreibend, einem jungen Bauern, der mit seinem jungen Weibe über Land fährt.

Bald versank die Stadt hinter den beiden wie in einen weichen, weißen Schleier. Es war ein Glück, daß es jetzt solch brillante Schlittenbahn gab, sagte sich Luz und bog in einen Richtweg ein, um die Fahrt nach Möglichkeit zu kürzen. Er kannte die Gegend hierherum ziemlich genau. Auf den umliegenden, jetzt zerstörten oder jedenfalls verlassenen Gütern war er früher häufig zur Jagd gewesen, außerdem hatte er sich von Jahn alle in Frage kommenden Richtwege beschreiben lassen. Es war nicht geboten, sich in die Nähe der Herrenhöfe zu wagen, für leibliche Stärkung unterwegs hatte Signe Sorge getragen. Er dachte aber weder an Hunger noch an Durst, er hatte keinen andern Gedanken als den an die beiden, nun auch ernstlich gefährdeten Güter Lindenheide und Udenholm.

Und dann tauchte wiederum das Bild seiner Schwägerin vor seinem inneren Auge auf. Verehrte er sie anders denn als die aufopfernde, liebevolle Pflegemutter seines Sohnes? Eigentlich war er ihr innerlich kaum näher getreten, während Pierres langer Abwesenheit. Durfte er nun, wo er doch wußte, daß der Bruder nicht mehr war, etwa anders als bisher an sie denken?

Ein süßes blaßes Frauenantlitz schob sich vor Signes Bildnis — Odetta, seine einstmal so heißgeliebte, schmerzlich betrauerte Frau. Sein Schmerz um die Verstorbene war mit den Jahren naturgemäß milder geworden, aber er war doch noch da, er suchte ihn heim in stillen Stunden, in denen er der Vergangenheit gedachte. Es schien so, als ob ihm und auch seinem Bruder das Glück nie dauernd gelächelt hatte. War denn der arme Pierre glücklich in seiner Ehe gewesen? Reichtum ist doch noch lange nicht das Glück. Luß dachte an seine und seines Bruders Kinderzeit zurück: Frau Adda von Hellberg hatte mit ihrem Ausspruch, ihre Kusine Elmire, die Mutter der beiden Brüder, sei viel zu nachsichtig gegen ihre Söhne gewesen, das Rechte getroffen. Für Luß war es ein Glück gewesen, daß seine Mutter ihren ältesten Sohn bevorzugt hatte. Sie hatte Pierres Eitelkeit von seiner frühesten Kindheit an genährt. Der Vater hatte sich kaum um die Erziehung der Knaben gekümmert. Er jagte und verbrachte die Nächte oft am Spieltisch und verlor dort nach und nach sein ganzes Vermögen. Nach seinem Tode blieb für seine Söhne knapp so viel übrig, daß es zu einer standesgemäßen Erziehung reichte. Onkel Albert hatte öfters seinen Neffen helfend beispringen müssen. Dann starb die Mutter der Brüder, die sich über den materiellen Ruin nicht trösten können und die sich und ihrer Umgebung das Leben dadurch verbittert hatte.

Von ihr hatte Pierre den unerfülllichen Durst nach Reichtum und Glanz geerbt und ein gut Teil vom sträflichen Leichtsinne seines Vaters steckte ihm außerdem im Blut.

Luß war anders geartet und aus diesem Grunde war er auch der erklärte Liebling seines Onkels Albrecht gewesen bis — ja, bis zu jener Episode, die Luß jetzt in der Rück Erinnerung geradezu unwahrscheinlich vorkam. Wie weit lag das doch alles zurück, war verdrängt, fast ausgelöscht durch andere folgenschwere Ereignisse.

In seine grübelnden Gedanken versunken, hatte Luz nicht so recht auf den Weg geachtet. Plötzlich wurde der Schlitten gegen eine unter dem lockeren Schnee hingestreckte dicke, knorrige Baumwurzel geschleudert und kippte, bevor sein Lenker es verhindern konnte, mit einem gewaltigen Schwunge um.

Orlick, der kluge Gaul, hielt, nachdem er Luz, der die Zügel nicht losgelassen hatte, ein paar Schritte im weichen Schnee mitgeschleift hatte, still. Die Gestalt im dicken groben Mägdepelz, wie die estnischen Bauern ihn tragen, kugelte flink die hohe Wegböschung hinab und versank im bis an den Rand gefüllten Graben. Und von dort her ertönte jetzt ein silberhelles Lachen, ein Lachen, das Luz, der seinen Augen kam traute, so merkwürdig bekannt vorkam.

Mit einem Satz stand er auf den Beinen und beugte sich über den Grabenrand. Da erscholl es aus der Tiefe warnend und noch immer lachend:

„Luz, Luz, um Gotteswillen, paß doch auf, daß uns der Gaul nicht durchgeht.“

Wenn die Erde sich plötzlich vor ihm aufgetan hätte, um ihn samt Schlitten und Pferd restlos zu verschlingen, Luz hätte nicht entsetzter aussehen können, als eben, wo er die Fahrleinen schnell um den ersten besten Baumast schlingend sich sagte, daß ihm da was Schönes eingebrockt worden war.

„Hete, hast du denn ganz und gar deinen Verstand verloren!“ Halb zornig rief er es in den Graben hinab. Hete aber antwortete gelassen: „Anstatt zu zanken, wäre es ritterlicher von dir, mir hier herauszuhelfen.“

„Toll bist du, Mädcl, ein richtiger Kindskopf. Begreifst du denn nicht, daß du dich mutwillig in eine Gefahr begeben hast, deren Größe man gar nicht absehen kann? Andere Frauen und Mädchen reiten sich in die schützende Stadt und du schmuggelst dich hier in meinen Schlitten ein, segelst unter fremder Flagge, nur um auf das freie Land, wo niemand jetzt seines Lebens sicher ist, kommen zu können.“

„Ich bin auch, Gott sei's gedankt, anders als die meisten Frauen und Mädchen,“ erwiderte Hete ungerührt und klopfte sich den Schnee von Pelz und Umschlagtuch. „Ohne einen kleinen Betrug ging es nun einmal nicht ab, den mußt du

mir schon verzeihen, Luß. Hand aufs Herz. Hättest du mich denn gutwillig mitgenommen, wenn ich dich darum gebeten haben würde?"

„Um keinen Preis natürlich.“

„Siehst du, das wußte ich. Also richtete ich die Sache auf meine Weise ein. Na, es ist mir ja auch alles nach Wunsch ausgekommen. Für die Lieben Meinigen liegt in Reval auf meinem Schreibtisch ein aufklärender Brief. Doralise wird in Ängsten sein meinerwillen, das tut mir leid, aber ich kann ihr nicht helfen, ich mußte nach Udenholm. In Reval hielt ich es nicht mehr aus, so dazusitzen, untätig und sich zu sagen: „Nun stecken sie dir dein liebes Udenholm an allen vier Ecken zugleich an.“

„Ich möchte bloß wissen, weshalb du meinst, daß deine Anwesenheit in Udenholm die Banden an ihrem Vorhaben verhindern könnte,“ sagte Luß. „Mir,“ fuhr er ernst fort, „ist es eine schwere Verantwortung, dich hier draußen zu haben. Am liebsten möchte ich jetzt umkehren und dich in Reval wieder abliefern.“

„Versuch's nur!“ rief Hete kampflustig. „Dann springe ich aus dem Schlitten, laufe in den Wald und suche mir den Weg nach Udenholm allein.“

„Hete, Hete, mir scheint, man hat dich zu nachsichtig erzogen,“ sagte Luß kopfschüttelnd, „also dann steig schon ein und fahr mit ins Ungewisse.“

„Du bist nicht der erste, der es mir sagt, daß ich verzogen bin, Luß,“ gab Hete vergnügt zurück und rückte sich auf ihren Platz zurecht. „Ich pflege allerdings meinen Willen stets durchzusetzen, wenn mir ernstlich etwas daran liegt. Die andern alle streiten so oft dagegen, bloß Onkel Leopold nicht. Der sagt vernünftigerweise immer: „Gegen die Hete komme ich doch nicht auf.“ Ja, Onkel Leo gibt immer gleich klein bei und nimmt mich obendrein noch in Schutz. Das wird er auch heute getan haben, nachdem Doralise aus meinem Brief von allem in Kenntnis gesetzt worden ist. Unser Mädchen Trina hatte den Auftrag, Doralise meinen Brief zu übergeben. Trina und Jahn steckten mit im Komplott. Trinas Mutter, die alte Anno in unserem Dorf, ist natürlich frisch und gesund. Trinas Bräutigam aber hat mit den Banden gemeinsame Sache gemacht, und deshalb war die Arme so verheult.“

Lutz fand sich allmählich in die Sachlage. Er mußte jetzt sogar lachen. „Hete, solch ein Talent zum Aufschneiden steckt also in dir. Das habe ich ja gar nicht gewußt.“

„So. Ein Zeichen, daß du mich schlecht kennst. Bei mir heißt es allemal: ich muß es erreichen. Ich mache mir auch keine Skrupel, daß ich dich brieflich angelogen habe, Lutz. A la guerre comme à la guerre!“

Der kleine Schlitten glitt so leicht und sicher über die verschneiten Wege dahin, flog über vereiste Moräste, unter deren Oberfläche das dunkle unergründliche Wasser drohend lauerte, berührte hier und da die große Landstraße und tauchte dann wiederum in das Dunkel der Tannenwälder unter. Die Fahrt ging fast ohne Unterbrechung vor sich. Einmal nur wurde Rast gemacht, um das Pferd verschmausen zu lassen.

„Sieh mal her, Lutz,“ sagte Hete, die das Pferd mit Brot fütterte, „ich habe auch an Orlic gedacht, und überhaupt, wenn du ehrlich bist, so mußt du doch trotz deines Argers über mich zugeben, daß ich gar kein so übler Reisekamerad bin. Nicht wahr?“

„Ein tolles, kleines Frauenzimmerchen bist du, Hete, aber ein lieber, tapferer Kerl dazu.“

„Was ich nicht alles bin,“ meinte sie humorvoll.

„Mir scheint, du betrachtest die ganze Tour als eine Art Landpartie so zum Zeitvertreib.“

„Ach wo, Lutz, so bin ich denn doch auch nicht. Daß es kein Vergnügen ist, sich so hinter dem Rücken der Banden als „Trina und Jahn“ durchzuschmuggeln, wenn ich nicht zugeben wollte, daß bei alledem für mich doch ein gewisser Reiz ist. Die Abenteuerlust unserer Ahnen, die ja auch so manches Mal auf dem Kriegspfade gewandelt sind, ist wohl in mir erwacht. Du bist ja auch niemals ein Duckmäuser gewesen, Lutz, du mußt mich verstehen.“

Ja, diese beiden Hellbergs waren gute Fahrtgenossen. Allmählich schwanden auch Lutz' Befürchtungen, die er Hetes wegen gehabt hatte, und er empfand es wie ein Geschenk, das ihm das Schicksal machte, dieses frische, warmherzige junge Geschöpf, das so mutig und lachend jeder Gefahr trotzte, hier dicht an seiner Seite zu wissen.

Hete verstand so entzückend zu plaudern und beide vergaßen bisweilen vollkommen, daß sie sich immerhin in

einer sehr gefährvollen Lage befanden. Hete erzählte Luß allerhand nette kleine Züge von seinem Sohn, da wurde er wieder daran erinnert, daß ja sie es gewesen war, die den Kleinen in Signes Obhut gebracht hatte. Ohne irgendeine Abenteuerlichkeit ging es bei ihr schon nicht ab. Es war doch auch reichlich toll von ihr gewesen, das Kind so ohne weiteres ihrer eigenen Mutter vor die Tür setzen zu lassen.

„Wenn Tante Lising, das arme alte kleine Tantchen genügend Courage hat, um in Udenholm zu bleiben, so werde ich mich doch auch nicht durch irgendeine Gefahr dort verblüffen lassen. Und Günther ist doch auch zu unserm Schutz da,“ meinte Hete, als sie sich endlich dem heimischen Gebiet näherten.

Schnell wie ein Blitzstrahl kam Luß der Gedanke: Günther! Das also war's, das Hete unwiderstehlich nach Udenholm zog.

Der Morgen graute, als der Schlitten die kleine Brücke, hinter der Udenholmer Boden begann, passierte:

„Nun sind wir zu Hause,“ sagte Hete, und etwas Feierliches klang aus ihrer jungen hellen Stimme. „Dort links liegt die Schwedenschanze, dann kommt der Birkenwald und dann — Udenholm — und —“

Jedes weitere Wort erstarb Hete auf den Lippen, sie beugte sich vor, um besser sehen zu können, wie ein roter Schein legte es sich vor ihre Augen.

„Luß, um Gotteswillen, Luß!“ schrie sie dann auf.

„Hete, still doch,“ mit seiner Linken packte er ihren Arm, „jetzt zeige, daß du Mut hast.“

Er gab Orlick, der zu ermatten begonnen hatte, einen Schlag mit der Peitsche. Da nahm der Gaul seine letzte Kraft zusammen und setzte sich in Trab, der bald in einen kurzen Galopp ausartete. Wie eine Nußschale flog der Schlitten hin und her. Hete mußte sich mit beiden Händen an die Seitenlehne klammern, um nicht hinausgeschleudert zu werden.

„Schneller doch, Luß, schneller, jage das Pferd zu schanden, wenn es nicht anders geht. Es muß sein.“

Hete, die sonst mit jedem Tier schonender umzugehen pflegte als mit manchem Menschen, rief es heiser vor Aufregung.

„Ich bringe dich zu mir, nach Lindenheide.“

„Nein, nein, auf keinen Fall. Bedenke doch — Tante Lisping . . . Und Günther . . . Laß uns nach Udenholm, Luß, ich bitte dich.“

Da gab er jeden Widerstand auf.

Noch ein Schlag mit der Peitsche, Orlick sauste dahin, sein Lehtes bei diesem Galopp hingehend.

Tante Lisping Hellberg hatte am Abend lange in alten Briefen geblättert und allerhand Familienandenken aus den Schubfächern ihrer Mahagonikommode hervorgeholt. Ihre kleine Petroleumlampe hatte bis weit nach Mitternacht gebrannt. Im Alter kommt man ja mit viel weniger Schlaf aus als in der Jugend. Als die alte Dame dann endlich zu Bett gegangen war, hatte ihr lebhaft von früheren, längst vergangenen Zeiten geträumt. Sie war wieder jung — nicht mehr in der ersten Blüte der Jahre, aber doch noch hübsch mit ihren zarten Farben und dem echt Hellbergschen dichten Blondhaar.

Auf dem Hof neben der alten Linde am Brunnen hatte sie hier in Udenholm gestanden, als Hans Herstorff durch das Gittertor hereingefahren war, um den Verwandten seiner Braut, der Komtesse Lehn, seinen ersten Besuch zu machen. Es hatte Lisping Hellberg bei seinem Anblick so seltsam durchzuckt. Bei Tisch hatte sie neben dem Gast gegessen, den ihr Bruder Albrecht herzlich, ihre Schwägerin Adda kühl begrüßt hatte.

„Was ist eigentlich meiner Kusine eingefallen sich mit einem Bürgerlichen zu verloben,“ hatte Frau Adda von Hellberg geäußert, nachdem der Besuch sich bald verabschiedet hatte.

So hart und so deutlich schlugen diese Worte im Traum an Tante Lisings Ohr, daß sie davon erwachte. Oder war es gar kein Traum eben gewesen, hatte sie so sehr lebhaft an diese alten, verschmerzten Dinge gedacht. Sie, das hochgeborene Fräulein von Hellberg, hätte ihr Leben für eine kurze Zeit des Glückes an Hans Herstorffs Seite mit Wonne dahingegeben. Beneidenswert war die Frau, die er zu der seinen gemacht hatte. Tante Lisping kann nicht wieder einschummern, die alten Zeiten sind zu lebhaft in ihrer Erinnerung erstanden . . . Die Kämpfe ihres Herzens, von

der niemand eine Ahnung gehabt, die Tränen, die nur die Wände dieser Mansarde hier geschaut . . . Niemand hatte je erfahren, daß sie, Lising Hellberg, den Gatten einer andern, mit einer so heißen und dabei doch so still entsagenden Neigung geliebt hatte. Keines Menschen Auge hat ihre Verzweiflung gesehen, als es geheißten hatte: Hans Herstorff ist tot.

Dann war Günther ins Haus gekommen, ein Trost für das alternde einsame Herz. Doch bis heute hatte keine Menschenseele, Günther selbst am allerwenigsten, eine Ahnung davon, daß Tante Lising ihn geliebt hatte, als wäre er ihr Sohn, den sie Hans Herstorff geschenkt. Eine keusche merkwürdige Scheu, die Furcht, ihr sorgfältig gehütetes Geheimnis zu verraten, hielt sie davon ab, ihre Vorliebe für Günther offen zu zeigen.

Die kleine alte Porzellanuhr auf Tante Lising's Kommode verkündete die vierte Morgenstunde, und noch immer konnte die alte Dame nicht wieder einschlafen. Es litt sie nicht mehr im Bett. Sie steckte die Lampe an und erhob sich schwerfällig. Der altertümliche Ofen, dessen Kacheln lauter Episoden aus der biblischen Geschichte bildlich darstellten, strömte eine behagliche Glut aus. Recht mühsam, ihre Glieder waren ihr plötzlich so seltsam schwer und steif, kleidete Tante Lising sich an. Sie hatte auch niemals eine Kammerzofe vermisst. Sie öffnete das Klappfenster und ließ die morgendliche Schneeluft hereinströmen. Ihr Herz war so unruhig, zuweilen war's ihr als setze es seine Schläge aus. Tante Lising saß im Lehnstuhl am Fenster und blickte auf den öden Hof hinab. Die Mägde mit den Melkeimern hatten doch von Rechts wegen schon unterwegs zu den Ställen sein müssen. Aber nichts regte sich drunten.

Auch im Inspektorhause war noch kein Licht zu erblicken. Günther war sonst um diese Zeit — nach Fünf — schon immer auf. Er duldete auch keinerlei Bummelerei in der Wirtschaft, auch jetzt nicht, wo so mancher Gutsherr und Inspektor seine Leute aus Furcht vor ihrer Rachsucht mit Handschuhen anfaßte und Fünf gerade sein ließ.

Sollte die Mamsell am Ende doch mit ihrem Verede Recht behalten? Gestern noch hatte sie gesagt:

„Passen Sie auf, gnädiges Fräulein, auch bei uns wird

es etwas geben. Ich sehe mir schon eine ganze Zeitlang die türkischen Gesichter von manchem aus unserem Dorf an."

Und Günther hatte wiederholt gebeten: „Tue mir bloß den Gefallen, Tante Lising und zieh für den Winter nach Haspal, wenn Reval dir zu weit ist.“

Aber sie hatte zu allem nur immer mit dem Kopf geschüttelt. „Nein, nein, nein, guter Junge, laß mich nur hier. Hier in Udenholm habe ich mein ganzes Leben verbracht, hier will ich auch sterben. Und Ihr seht alle viel zu schwarz. Die Leute haben doch noch Liebe für ihre Herrschaft. Und mein seliger Vater und ebenso auch mein Bruder haben ihnen nur Gutes getan. Wie sollten sie das nun mit Bösem vergelten?“

Darauffhin hatte Günther gemeint: „Da kennst du aber unsere Bauern schlecht, Tante Lising.“

„Sagt was Ihr wollt, du und Mamsell, ich für meine Person sehe keinerlei Gefahr,“ hatte sie immer erwidert. „Mögen sie anderswo, Gott sei's geklagt, morden und brennen, daß es zum Himmel schreit, bei uns in Udenholm wird alles ruhig bleiben.“

Was war das nur . . .? Täuschten ihre alten Augen sie . . .? Über das Dach der Inspektorwohnung lief es wie ein Auflackern dahin. Gott im Himmel, nun schlug gar schon aus dem Dach eine helle Flamme empor.

Wie eine Kerze schoß sie empor, steil und gewaltig. Das Feuer mochte bereits eine Weile unter dem Dach auf dem alten Boden, wo lauter Gerümpel aufgestapelt war, geschwelt haben, nun aber brach es mit Macht los, mit einer rasenden Geschwindigkeit um sich greifend. Tante Lising wollte sich erheben, wollte hinuntereilen, die Leute wecken, Alarm schlagen.

Barmherziger Himmel, Günther schlief ja im brennenden Hause, vielleicht hatte der Qualm drinnen ihn schon betäubt, so daß er sich selbst nicht mehr zu retten vermochte. Tante Lising stützte sich fest auf die Armlehnen des Sessels, aber voller Entsetzen fühlte sie, daß ihre Füße ihr plötzlich den Dienst versagten. Mit letzter schwindender Kraft beugte sie sich vor, holte mit der rechten Hand aus und zerschmetterte die Fensterscheibe. Die Leute unten im Hause würden den Lärm hören, würden Günther zu Hilfe eilen. Er durfte ja

noch nicht sterben, nicht in den Flammen, die eine schurkische Hand angelegt haben mußte, umkommen.

„Günther — Günther,“ wollte Tante Eising in ihrer Herzensangst laut rufen, aber die Worte erstarben in einem Gemurmel auf ihren Lippen. Sie schloß die Augen und sank in den alten tiefen Lehnstuhl zurück.

Sie sah und hörte auch nicht, daß sich allsogleich der Hof mit rufenden und verstört aussehenden Menschen füllte.

Die Mamsell, die durch das Splintern der Fensterscheibe wach geworden war, die Scheiben waren dicht vor ihrem Zimmerfenster herabgeprasselt, hatte durch ihr Geschrei: „Feuer — Feuer!“ alle Leute im Hause geweckt. Der Aufseher schlug mit einem Beil die Tür zur Inspektorwohnung ein. Sie war von außen vernagelt gewesen. Hinter der Tür erschien Günther, er taumelte, denn das ganze Haus war schon von dichtem Rauch und fast unerträglicher Glut erfüllt. Er hatte die alte Greta, die er mit Gefahr seines Lebens aus der Kammer gerettet hatte, auf seinen Armen. Kaum war er draußen, so frachte der Dachstuhl zusammen.

„Um die alte Baracke ist's nicht zu schade, laßt man, da ist nichts zu lösch'n. Jetzt muß der Jungviehstall geschützt werden, die Funken fliegen dort hinüber.“

Günther, der durch das Rufen und das Lärmen draußen aus seinem Schlafe, der schon begonnen hatte, in völlige Betäubung überzugehen, emporgetaumelt war, und sich kaum bekleidet, gerettet hatte, trug nun den Sonntagsanzug seines Kutschers. Er kommandierte mit seiner hellen Stimme über den Hof, und sah nicht aus wie einer, der soeben dicht am Grabesrande vorüber gegangen war, wie man im Volksmunde zu sagen pflegt.

„Aufhängen soll man mich, Herr, wenn der Brandstifter nicht der Mart, der Bräutigam von der Trina, gewesen ist,“ sagte der Aufseher und wischte sich mit dem Rücken seiner rauchgeschwärzten Rechten den Schweiß von der Stirn.

Es gab harte Arbeit, um den Jungviehstall und noch ein paar in der Nähe des Brandherdes befindliche Gebäude vor dem Feuer zu schützen. „Er soll dem Herrn Rache geschworen haben, der Schuft, damals, wo der Herr ihn beim Haferstehlen im Stall ertappten und ihm drohten, ihn anzugeigen, wenn's noch einmal vorkäme. Davonjagen hätten

der Herr ihn sollen auf der Stelle. Dann ist er ja doch mit den Banden gegangen."

Günther hörte kaum auf die Worte des Aufsehers, sein Blick verschärfte sich und hing an dem Schlitten, der die Allee daherjagte, so schnell, daß es schien, als berührten die Hufe des Pferdes kaum den Boden. Den Gaul sollte er doch kennen. Es war ja Doralises Reitpferd Orlic, der da über und über mit Schaum bedeckt fast zu Tode gehetzt, daherraste. Einen Augenblick lang strömte Günther Herstorff alles Blut zu Herzen, dann erblickte er zwei Gestalten, die ihm bekannt und in ihrer seltsamen Vermummung doch wiederum so fremd vorkamen.

"Günther, alter Freund, da sind wir!" rief Luz und hete sekundierte: "Gottlob, du lebst, Günther, und unser altes liebes Haus steht noch."

"Ja," sagte Günther, mit einem Versuch, die Sache auf die leichte Achsel zu nehmen, "siehst du nun ein, wie gut es war, daß ich mich bisher immer dagegen sträubte, ein neues Inspektorhaus aufzubauen, das läge nun in Asche, wenn's nach dir und deiner Schwester gegangen wäre. Das alte war für mich noch lange gut genug, und verschmerzen werde ich es ja auch mit der Zeit, obgleich es mir doch sehr ans Herz gewachsen war."

Dann wandte er sich dem Kutscher zu, der sich mit Pferd und Schlitten zu tun machte: "Tüchtig gängeln, beeil' dich, Jürri, mit Stroh abreiben den Gaul, und wieder gängeln, dann erst in den Stall. Ich sehe nachher noch selbst nach."

Das war wieder so ganz der echte Günther, der für alle hilflose Kreatur die größte Sorge trug, der es bereits vergessen zu haben schien, daß er vor einer Viertelstunde mit genauer Not dem Tode in den Flammen entgangen war.

"Wie geht es denn Tante Eising, ich will mal schnell zu ihr hinauf," sagte hete und schritt mit ihrem dicken unförmigen Mägdepelz leichtfüßig über den Schnee dem Herrenhause zu.

Luz schaute ihr nach. "Da hat sich die hete in meinen Schlitten als Konterbande eingeschmuggelt, das Mädcl hat rein den Teufel im Leibe."

"Das ist Hellberg'sche Art, mit dem Kopfe durch die Wand," meinte Günther.

Die Freunde hatten knapp noch ein paar Worte miteinander gesprochen, als Hete droben am zertrümmerten Mansardenfenster erschien. „Luß — Günther,“ rief sie hinunter, „kommt schnell.“

Droben in ihrem alten Lehnstuhl saß Tante Lising, wo die Sonne gerade hinter den Bäumen des Parks aufging und ihre Strahlen auch bis hierher hinaussandte, still mit einem friedlichen Gesichtsausdruck. Die Hände, die bereits erkaltet waren, ruhten auf den gepolsterten Armlehnen des Sessels. In ihren letzten Augenblicken mußte der Todesengel ihr doch noch ein tröstliches Bild gezeigt haben, denn nichts von Schrecken oder Todesangst war auf ihren Zügen zu erblicken. Tante Lising saß da, als ob sie bloß schlief, und nicht, als ob sie für immer und ewig heimgegangen wäre.

Als Günther und Luß eintraten, kniete Hete neben der Toten und schluchzte leise. Sanft legte Günther Herstorff seine Rechte auf Tante Lisings Augen und drückte sie zu.

Mamsell hatte doch trotz der bösen Zeiten, nach altem Herkommen den Gutsleuten beschenken wollen. Die hohe Weihnachtstanne stand in ihrem Lichterschmuck im großen Saale des Herrenhauses zu Udenholm. Unter ihren Zweigen hatte man Tante Lising aufgebahrt.

„Wie gut ist's doch, daß ich jetzt hier bin,“ sagte Hete zu Günther und Luß, „nun kann ich doch auch Tante Lising zu Grabe geleiten. Wo nur Pastors bleiben? Der Pastor wollte doch pünktlich zum Einsargen hier sein.“

Doch anstatt der alten Hegemeisters, die bereits seit einer halben Stunde vergeblich erwartet wurden, erschien ein kleiner Junge aus dem Udenholmer Dorf und überbrachte Günther einen mit Bleistift geschriebenen Zettel. Nur ein paar Worte standen auf dem aus einem Notizbuch gerissenen Blatt.

Günther überlas sie, wechselte die Farbe und reichte den Zettel stumm Luß hinüber.

Ein alter von seinen Besitzern fluchtartig verlassener Herrensitz war's, auf den sich ein Teil des Selbstschutzes verschanzi hatte. Jawohl, regelrecht verschanzi, denn mit den Bauernbanden, die sich in immer größerer Anzahl zusammenrotteten, war nicht zu spaßen.

Man hatte sich hier verproviantiert und man vertrieb sich, so gut es ging, die Zeit. Man wartete beständig auf Boten, die ausgesandt waren, um zu erfahren, ob das Militär, das aus Petersburg unterwegs war, nicht endlich eingetroffen sei.

Es waren lauter sehr junge Leute, unter ihnen der Besonnenste und doch zugleich auch der waghalligste Harry Hegemeister.

Ein paar Studenten hatten im Zimmer der Haustöchter auf dem verlassenen Rittergute, wo alles drunter und drüber lag so, wie es damals ausgesehen hatte, als die jungen Mädchen in rasender Hast bei ihrer Flucht von hier das Wertvollste zusammengerafft, eine Gitarre mit langem blauem Bande entdeckt. Und einer der Studenten, der musikalisch war, begann zu spielen. Zuerst ein Weihnachtslied. „Damit man doch weiß, daß wir jetzt Weihnachten haben,“ sagte er.

„Schöne Weihnachtsbäume haben sie uns in diesem Jahr angesteckt,“ brummte ein anderer. „Spiel ein Ritterlied, Herbert, das ist wahrlich mehr am Platz!“

„Schön. Also dann „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod,“ begann er zu seinem Spiel zu singen.

Harry Hegemeister hatte sich bei den ersten Tönen erhoben und sich unbemerkt aus dem kleinen Kreise entfernt. Er wollte allein sein mit seinen Gedanken.

Heute am heiligen Abend überkam es ihn, der sich die ganze schwere Zeit hindurch als der Tapfersten einer gehalten hatte, dem manch heißer Dank für erwiesene Hilfe aus dem Munde Bedrängter, Verzweifelter zuteil geworden war, wie eine schwächliche Sehnsucht, wie etwas, dessen er sich zu schämen müssen glaubte. Denn er durfte ja nicht an sich denken, angesichts der Gefahr, in der die ganze Provinz schwebte, die noch immer der Willkür der raubenden Bauern preisgegeben war. An seine Kinderzeit dachte Harry Hegemeister, an jene Festtage, die er in Udenholm verbracht hatte . . . Und Doralisens liebes, ach, so grenzenlos geliebtes Bild stieg vor ihm auf . . . würde er sie, die er liebte, sich fürs Leben erringen können . . . Er ging im verschneiten Park in der Nähe der niedrigen Mauer dahin. Der Abend war mondlos, aber die Sterne in ihrem ruhigen Glanz droben und der unter seinen Füßen leicht knirschende

Schnee leuchteten . . . Aus dem Herrenhause, wo die Studenten das Zimmer der Stube geöffnet hatten, ertönte das traurige Lied bis zu Harry herüber:

Gestern noch auf stolzen Rossen,  
Heute durch die Brust geschossen,  
Morgen in das kühle Grab . . .

An seine alten Eltern dachte Harry Hegemeister — er war ja nicht allzuweit von ihnen entfernt gegenwärtig und hatte ihnen doch noch keine Kunde von seinem Hiersein senden können. Der Weg nach Udenholm war durch die Banden versperrt.

Horch! — Harry hob lauschend seinen Kopf. Klang das nicht wie Pferdegetrappel auf der Brücke an der Landstraße? Kamen da nicht endlich die Dragoner, die zu ihnen stoßen sollten, um von den der Wege kundigen Herren des Selbstschutzes geleitet, das Land endlich von den Strolchen und Wegelagerern zu befreien?

Richtig, da blizten die Waffen auf, da schnoben Pferde, an der Spitze des Zuges ritt ein Landgendarm.

„Hurra, die Dragoner!“ wollte Harry rufen, aber er kam nicht mehr dazu . . . Mit einem kaum hörbaren Pfeifen war über die niedrige Mauer aus dem Gebüsch jenseits des Weges eine wohlgezielte Kugel geflogen. Sie war Harry Hegemeister schon längst zgedacht gewesen.

Lautlos sank er vornüber in den weichen Schnee, der sich rot zu färben begann. —

Der Student, der das Reiterlied zur Gitarre gesungen hatte, erbot sich noch am selben Abend dazu, den alten Pastorsleuten die Nachricht von dem Tode ihres einzigen Sohnes zu bringen. Mit ein paar Dragonern als Geleit ritt er ab.

Pastor Hegemeister hatte während seiner langen Amtstätigkeit so oft an Sterbebetten über den Spruch geredet: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“ Nun mußte er diesen Bibelspruch auf sich anwenden. Die Freude und der Stolz seines Alters war dahin, der Sohn, der als Jüngster unter seinen Geschwistern am Leben geblieben war, um doch so früh schon durch die Kugel eines Meuchelmörders zu enden.

## Neuntes Kapitel

Man mußte schon ausgerechnet die sanguinische und elastische Natur des Barons Eberhard von Göller besitzen, um über die Geschehnisse dieses Winters einigermaßen schnell hinwegzukommen.

Und am schwersten hatten es die, welche ihr Leid stumm in ihre Brust verschließen mußten, die von niemand einen Trost erbitten konnten, die still ihren Weg weiter gehen mußten, bis die Wunden, die ihnen die Schreckenszeit geschlagen, vernarbt sein würden.

Zu diesen gehörte auch Doralise Hellberg.

Sie und ihre Schwester gingen nun wiederum in Schwarz, in Trauer um Tante Eising, und für Doralise bedeutete es geradezu eine Wohltat, das schwarze Kleid tragen zu können. Niemand wußte ja, um wen sie außer um Tante Eising noch in Trauer ging. Zu keiner Menschenseele hatte sie von ihrem Gram sprechen mögen, nicht einmal zu Hete. Die hatte sie jedoch ein paarmal schon so seltsam wissend angeblickt. Da verschloß sie sich noch tiefer.

Hete hatte geradeheraus erklärt, daß nichts in der Welt sie dazu veranlassen würde, aus Udenholm nach Reval zurückzukehren. Baron Göller, der Vormund, den Tante Leonie in höchster Empörung und Bedrängnis als letzte Instanz angerufen, hatte sich schmunzelnd auf die Seite seines Mündels geschlagen.

„Es hilft ja doch nicht, verehrtes gnädiges Fräulein,“ hatte er in bedauerndem Tone erwidert, „sperrn wir Hete hier oben auf den Dom ein, so rückt sie uns doch eines schönen Tages aus. Alle Achtung vor so viel Willensstärke, wie Fräulein Hete sie besitzt.“

„Aber lieber Baron!“ rief Tante Leonie empört, „welch sonderbare Ansichten Sie entwickeln.“

„Meine Gnädigste, ich habe bei meinen Damen gegen deren Willen in meinem ganzen Leben nichts ausrichten können. Und wo ich als Gatte und Vater nicht habe mit

meiner Meinung durchdringen können, wie sollte mir das wohl als Vormund einer höchst selbständig veranlagten jungen Dame gegenüber gelingen, die überdem nach kurzer Zeit schon mündig wird?"

Tante Leonie schüttelte Onkel gegenüber ihr Herz aus. „Ich hätte Gölzer wirklich nicht für so albern gehalten,“ sagte sie bitterböse.

Aber da kam sie schön an bei Onkel Leo. Er zählte gerade die Stiche an seiner Stickerie ab, unterbrach diese Beschäftigung und blickte unwillig auf.

„Gölzer hat ganz recht. Ein Mißgriff war es von der Adda, ihre Töchter sozulagen auf Jahre hinaus hier auf dem Dom einsperren zu wollen, damit sie hier ausgehen und sich hier verheiraten sollten. Ganz verständig von der Hete, daß sie lieber auf dem Lande leben will, nun, wo Doralise auch in Udenholm weilt, und wo Frau Pastor Hegemeister sie dort ein bißchen bemuttert. Damit du es weißt, liebe Kusine, ich für meine Person habe die Herumsitzerei hier in der Stadt auch schon längst satt und ich beabsichtige, sobald die Wege einigermaßen fahrbar geworden sind, ebenfalls nach Udenholm überzusiedeln, wo ich bis an mein seliges Ende zu bleiben gedenke. Ich hoffe jedenfalls nicht, daß Hetes oder Doralisens Zukünftiger mir dort den Stuhl vor die Tür setzen wird. Günther Herstorff wird ja nun wohl bald die Stätte eines langjährigen Wirkens verlassen wollen. Da Tante Lising ihm alles, was sie in ihrem Leben beiseite hat legen können, vermacht hat, und das ist nicht allzu wenig, so wird er sicherlich selbständig etwas ergreifen wollen. Lange genug hat er ja auch fremdes Brot essen müssen, der Günther.“

Tante Leonie war sprachlos.

„Ich habe jetzt oft das Gefühl, als hätte ich es mit lauter Tollhäuslern zu tun,“ sagte sie dann nach einer kleinen Pause. „Da zünden sie dem Günther Herstorff das Dach über dem Kopf an — es war ja zum Glück nicht sein eigenes — und da will dieser Mensch nach alledem noch hingehen und sich selber hier antaufen. Und du mein guter Leo, du willst dich auf deine alten Tage in Eurer gottverlassenen Gegend, wohl wie einen Hasen abschießen lassen, was?“

„I bewahre,“ erwiderte Onkel Leopold gemüthlich, „ich hoffe in Udenholm noch recht alt zu werden. Die Luft dort

ist meiner Gesundheit jedenfalls zuträglicher, als die hier in Reval, wo Ihr Eure Höfe niemals sauber bekommen könnt, so windlig und verbaut sind sie.“

„Nun, dann ziehe in Gottes Namen nach Udenholm, ich aber bleibe hier,“ rief Tante Leonie hitzig. „Es tut mir leid, daß ich der armen Adda nicht nach ihrem Tode weiterhin den Gefallen erweisen kann, Mutterstelle an ihren Töchtern zu vertreten.“

Onkel Leopold brummte etwas in seinen Bart, was wie: es wird auch ohne dem gehen, klang. Zum Glück hörte seine Kusine es nicht, denn sie bildete sich sehr viel auf ihre — „pflegemütterlichen Talente“ ein.

„Seitdem hete diese kompromittierende Fahrt mit Luß unternommen, damals, wo ich vor Schrecken über ihre Flucht von hier fast den Tod hatte, steht es bei mir fest, meine Hand von diesen Nichten zurückzuziehen. Und aufs Land, mein lieber Leo, will ich für nichts in der Welt.“

„Also dann nicht,“ meinte Onkel Leo gelassen, und fuhr fort: „Es wird sich auch so ganz gut einrichten lassen, Frau Pastor Hegemeister, die seit dem Tode ihres Mannes, der seinem Sohn ja so schnell nachfolgte, doch kein eigenes Heim mehr besitzt, wird gern, wie mir Doralise leztthin schrieb, noch weiterhin in Udenholm bleiben, wo sie ihre Gräber doch auch in der Nähe hat.“

Tante Leonie saß stumm mit einer gekränkten Miene da. Sie fand es empörend von ihrem Vetter, daß er ihren Entschluß, nicht nach Udenholm zu ziehen, so beifällig aufnahm. — —

Als der Mai ins Land kam, die Büsche und Bäume sich mit frischem Laub schmückten, da packten Onkel Leopold und der alte Kustas alles, was nach Udenholm gehörte, ein, schlossen das Haus auf dem Dom ab und fuhren der geliebten Heimath zu, die im ersten Frühlingsgrün etwas besonders Festliches hatte.

Die Rüstern, die die Ruine des Inspektorhauses umstanden, hatten vorerst allerdings nur noch ganz winzige Blätchen, die alten Stämme waren im Lenz immer ein wenig im Rückstande.

Der Brandstifter, — es war, wie der Aufseher in Udenholm richtig vermutet hatte, der ehemalige Bräutigam der Stubenmagd Trina — war von einem Spießgesellen ver-

raten und längst dem Gericht ausgeliefert worden. Man hatte damals, als der Kriegszustand über die Provinz verhängt war, kurzen Prozeß mit ihm gemacht. Er war, nachdem er durch sein eigenes Geständnis überführt war, standrechtlich erschossen worden.

Die Revolution mit all ihren Schrecknissen war wie ein grauer Spuk vorübergezogen. Nun herrschte wieder Ruhe im Lande.

Doch die schlimmen Nachwehen jener schweren Zeit machten sich noch allenthalben fühlbar. So mancher war nicht nur an seinen Besitzümern, sondern auch an seiner leiblichen Gesundheit geschädigt worden. Wer die Mittel dazu aufbringen konnte, der verreiste auf eine Zeitlang, damit neue Eindrücke den Nerven Ruhe und Spannkraft wiedergeben konnten. Viele, die selbst nicht vermögend waren, erhielten durch den Unterstützungsfonds, den man gegründet hatte, die nöthige Hilfe. So war denn auch dank diesem Unterstützungsfonds Baron Eberhard Göller mit Frau und Tochter ins Ausland abgereist. Die Reiseroute zusammenzustellen hatte er seinen Damen überlassen, und Littas Wahl war, nachdem sie genaue Erkundigungen über Ditto Arnals gegenwärtigen Aufenthalt eingezogen hatte, auf Rügen gefallen.

In Terwast hatten die plündernden Bauern ganz besonders schlimm gehaust. Die reiche Einrichtung dort hatte sie zu erhöhter Wut aufgestachelt. Wozu brauchten die verhassten Herren all diese schönen Dinge.

Signe wunderte sich im stillen, wie gelassen ihr Gatte es hinnahm, daß die Kunstgegenstände, die er mit so viel Liebe zusammengetragen hatte, vernichtet waren. Manches darunter war doch unersetzlich.

Signe kannte Pierre überhaupt nicht wieder.

Oftmals beobachtete sie ihn verstohlen. Es war ihr, als erblicke sie ein ganz neues Gesicht. Die Hochmutsfalte, die früher meist um seinen Mund gelegen, war verschwunden. Seine Augen, die häufig einen kalten Ausdruck gehabt, schauten jetzt gramvoll in sich gekehrt.

Pierre Hellberg war krank. Der Arzt, der ihn behandelte, schüttelte besorgt den Kopf über seinen Patienten, der sich eigensinnig weigerte, ein anderes wärmeres Klima

aufzusuchen. Sein Aufenthalt hier war aber für die Dauer Gift für seinen Zustand.

„Lieber Doktor, warum wollen Sie mich eigentlich nicht hier sterben lassen,“ sagte Pierre müde, als der Arzt ihn wieder einmal zu einer Reise in den Süden zu überreden versuchte. „Was die Heimat einem ist, das habe ich, der sich aus weiß der Himmel was für einem Grunde Jahre hindurch für einen Kosmopoliten gehalten, so recht während meiner Zeit auf dem Kriegsschauplatz empfunden. Ich bin nicht sentimental veranlagt, aber —“

Er brach ab und schaute seiner Frau, die eintrat, entgegen.

„Du solltest dich doch endlich bestimmen lassen, das zu tun, wozu der Doktor dir so dringend rät, lieber Pierre,“ sagte Signe sanft. „Ich werde deinen Bruder bitten, herzukommen, als Hilfstruppe im Kampfe gegen deinen Eigensinn,“ fügte sie mit einem Anflug zu scherzen hinzu.

Sie stand neben ihrem Mann und hatte ihre Hand leicht auf seine Schulter gelegt. Pierre ergriff die Finger und küßte sie.

„Du meinst es gut, aber auch Luz wird in dieser Beziehung nichts bei mir ausrichten können. Es ist wie eine fixe Idee bei mir. Wenn ich überhaupt wieder vollkommen gesund werden soll, so wird das auch hier geschehen. Dazu gebrauche ich nicht erst den Süden.“

„Verzeihen Sie, lieber Herr von Hellberg, es ist krankhafter Eigensinn,“ sagte der Doktor und erhob sich, um sich für heute zu verabschieden.

„An mir ist nun mal Hopfen und Malz verloren, lieber Doktor,“ rief Pierre ihm nach.

Die Gatten blieben allein. Und wie immer, wenn das geschah, bemächtigte sich der jungen Frau eine gewisse Befangenheit.

Der laue Maiwind strich durch das offene Fenster, die alten Linden unten auf dem Platz hatten sich bereits in grüne duftige Schleier gehüllt.

Pierre war aufgestanden und an das Fenster getreten.

„Wir Hellbergs wurzeln doch mit unserer ganzen Seele im heimatischen Boden, hatte Luz jüngst gesagt.“ Daran mußte Pierre eben denken. Er war noch immer ein sehr reicher Mann trotz der gehaltenen Verluste in Terwaft, das

heißt Signe seine Frau war reich. Aber das begann ihn seltsamerweise nun zu drücken. Er war zur Einsicht gekommen, daß er noch niemals in seinem Leben wirklich gearbeitet, etwas Nennenswertes geleistet hatte. Alles, was er besaß, war ihm sozusagen in den Schoß gefallen. Nun, wo er krank war, wollte er nachholen, aber seine Kraft versagte . . . Seine Nerven waren durch die beiden entsetzlich schweren Jahre aufgerieben. Warum wollte er eigentlich nicht fort, um etwas Ernstliches für seine Gesundheit zu tun? Er wußte es ja selber nicht. Er mochte nicht über den nächsten Tag hinausdenken, alles war wund in seiner Seele, sein ganzes Leben dünkte ihm verfehlt. Wer doch neu aufbauen könnte, so wie sein Bruder es tat . . . O, wie er Luß um seine Tatkraft, seine unverwüsthche Frohherzigkeit beneidete. Und die einzige, die ihm hätte helfen können, Signe, sie schritt so gelassen neben ihm hin, hatte bloß Mitleid für ihn, den armen Kranken, nichts — nichts mehr . . . Wenn er ihr doch alles sagen könnte . . . Aber er schwieg. Sie liebte ihn ja nicht, hatte ihn niemals geliebt, das hatte ihm die lange Trennungszeit, die hinter ihnen beiden lag, ja deutlich genug gezeigt. Und er verzehrte sich in Sehnsucht nach ihr, seiner eigenen Frau . . . Das war die Strafe, daß er sie damals an sich gekettet, von ihrem Gelde gelockt, nicht aus reiner Neigung sie um ihre Hand gebeten hatte.

Bald nach seiner Rückkehr jetzt hatte Signe ihm den kleinen Koffer, in dem die Dokumente verschlossen waren, die sie beim Verlassen von Terwast an sich genommen, gebracht und ihm mit den Worten übergeben: „Es ist alles in derselben Reihenfolge geordnet, wie ich die Papiere im Schubfach deines Schreibtisches gefunden habe.“

Sie hatte ihren Gatten nicht angesehen dabei und schnell das Zimmer verlassen.

Pierre hatte in nervöser Hast den Koffer geöffnet und in den Papieren gewühlt. Da hatte er ihn, den Brief, an den er so oft gedacht, nach dem seine Frau zu fragen er sich aber nicht getraut hatte . . .

Der Briefumschlag war unversehrt. — —

Ein Seufzer der Erleichterung hatte sich Pierres Lippen entrungen, dann hatte er, in trübes Sinnen verloren, vor sich hingestarrt . . . Die Flammen im Kamin vor ihm brannten hell — — schon hatte sich seine Hand mit dem

Brief erhoben, um ihn in das Feuer zu schleudern, doch er hatte sie sinken lassen . . . Ließ sich durch ein Vernehmen seiner schriftlichen Beichte etwas Geschehenes aus der Welt schaffen? Warum war er so feige und scheute ein offenes Wort?

Er schwieg — was er einstmal in der Erregung der Scheidestunde, im Begriff in den Krieg zu ziehen, dem Papier anvertraut hatte, das fiel ihm zu schwer, mündlich zu sagen, jemand zu sagen, vor dem mafellos dazustehen, seine Seligkeit abhing. Einem Toten vergibt man ja das, was man am Lebenden so oft verdammt. Der Tod hat schon so manche Schuld gesühnt. Es wäre ja besser für ihn, er würde niemals gesund. Er hatte nun Stunden, in denen er bedauerte, daß er nicht an Stelle jenes anderen Pierre Hellberg Tante Brigittens Sohn, im fernen Grabe in der Mandschurei lag.

Auch heute, wo des Doktors Mahnung, doch seinen Starrsinn aufzugeben und in den Süden zu reisen, in ihm nachklang, dachte er daran. Auch Signe drängte ihn ja zu dieser Reise, aber vielleicht war es ihr nicht unlieb wieder ohne ihn zu sein, sie hatte die lange Trennung von ihm ja so gelassen hingenommen. Was galt er ihr denn überhaupt? Sie hatte ja das Kind, den kleinen Albrecht, den sie wie ihren eigenen Sohn liebte.

Signes Stimme erklang hinter ihm.

Er wandte sich rasch um. Der Ton, in dem sie bittend sprach: „Gib doch nach, Pierre, reise dorthin, wohin der Doktor dich schickt!“ war ihm neu an ihr.

Wie hatte er es doch jetzt gelernt, auf die Nuancen in der Stimme seiner Frau zu achten, wie ließ ihn jede wärmere Färbung erzittern.

„Wir könnten doch noch vor Ende dieses Monats reisen.“

Pierre glaubte nicht recht verstanden zu haben.

„Wir,“ wiederholte er wie geistesabwesend.

„Nun, ja doch.“

„Du — du, Signe, würdest mich begleiten?“

„Aber das ist doch ganz selbstverständlich, Pierre.“

„Und das Kind — dein Abgott — Albrecht . . .?“

Signe überhörte die eifersüchtige Bitterkeit, die in seiner letzten Frage lag — sie wollte sie nicht hören. Ruhig versetzte sie:

„Albrecht könnte für die Zeit unserer Abwesenheit nach Udenholm kommen. Heute wäre selig, den Jungen mal bei sich zu haben. Er hängt auch sehr an ihr. Außerdem ist seine Kinderfrau außerordentlich zuverlässig. Und Frau Pastor Hegemeister würde mir gewiß gern den Gefallen tun, die Oberaufsicht über den Kleinen zu übernehmen. Du siehst also,“ schloß sie lächelnd, „um Hüter für meinen Pflegesohn komme ich nicht in Verlegenheit.“

„Ich habe mir gedacht, daß du nicht einen einzigen Tag ohne das Kind sein könntest.“

„Wenn es gilt meine Pflicht als deine Frau zu erfüllen — du bist krank, du brauchst Pflege, du . . .“

„Pflicht,“ unterbrach er sie in ausbrechender Bitterkeit, „nur deshalb . . .“

Sie trat näher zu ihn heran.

„Pierre, wenn ich dich nun bitte, tue es mir zu Liebe, wenn du schon aus mir unerklärlichem Troß — ja, ich nenne es Troß — nicht selber an deine Gesundheit denken magst.“

Er versuchte in ihren Augen zu lesen, aber sie hielt ihre Blicke gesenkt . . .

Etwas wie jähe glückliche Hoffnung suchte in ihm auf — dann kam es wieder voller Bitterkeit über ihn: sie will ja nur ihre Pflicht tun, weiter nichts. „Tue es mir zu Liebe,“ hatte sie gebeten, aber das war wohl auch nur eine pflichtschuldige Redensart. Bei seiner unerwarteten Heimkehr hatte er es ja deutlich gesehen, daß sie ihn nicht liebte. Sie hatte ihn freudig begrüßt, aber was hätte er darum gegeben, wenn sie ihm fassungslos vor Glück, schluchzend vor Seligkeit in die Arme geflogen wäre. Dann säße er heute nicht hier, ein müder kranker Mensch und zermartete in Selbstquälerei seine Seele . . . Hatte sie denn aus seinen Briefen nicht herauslesen können, daß er sie liebte . . .?

Ihre Antworten waren stets freundlich, teilnehmend, aber auch nur das gewesen. Er hatte es nicht verstanden, ihr Herz zu gewinnen, er selbst war schuld daran, daß sie ihm nun so kühl gegenüber stand. Was half es ihm nun, daß sein zweites, sein besseres Ich in ihm erwacht war? Es war doch alles, alles zu Ende für ihn auf dieser Welt.

„Ich danke dir, Signe,“ sagte er und bemühte sich, seiner Stimme einen möglichst ruhigen und kalten Ton zu geben,

„ich danke dir für das Opfer, das du mir durch die Trennung vom Kinde bringen willst. Aber ich bin doch fest entschlossen, nicht zu reisen.“

Signe verließ, ohne ein Wort zu erwidern, das Zimmer. Pierre erhob sich schnell, er wollte ihr nachhelfen, sie in seine Arme reißen, sie fragen vergehend vor Qual: „Liebst du mich denn wirklich nicht, kannst du es denn nicht doch noch lernen, mir gut zu sein, Verständnis, Nachsicht, Verzeihung für mich zu finden? Wenn man liebt, dann begreift, dann verzeiht man alles.“

Ein plötzlicher Schwindel, eine Schwäche, wie sie ihn seit seiner schweren Krankheit öfters anwandelte, befiel ihn, seine Arme sanken ihm herab, mit fest zusammengebissenen Zähnen, ein Aufstöhnen unterdrückend, ließ er sich wieder in seinen Sessel nieder.

Ein paar Tage später reiste eine Großfürstin durch Reval. Sie nahm einige Stunden hier Aufenthalt und der estländische Adel veranstaltete dem hohen Gast zu Ehren einen Rout im Ritterhause.

Auch Signe hatte eine Einladung erhalten. Pierres Fehlen war durch seinen Gesundheitszustand entschuldigt.

Signe legte die kurze Strecke bis zum Ritterhause zu Fuß zurück. Ihr Gatte stand am Fenster des Zimmers und schaute ihr nach, wie sie vom Diener begleitet in ihrem weißen Abendmantel über den Platz schritt.

Es war einer jener wundervollen nordischen Maiabende, die etwas bezauberndes haben. Die Springen standen bereits in Knospen, jeden Morgen kamen neue Blättchen und Blüten an Bäumen und Büschen hinzu und in den alten Gärten auf dem Dom schlugen die Nachtigallen.

Als Signe Pierres Blicken entschwunden war, trat er vom Fenster zurück und setzte sich in einen der tiefen Armstühle, die einen runden mit Perlmutter eingelegten Tisch umgaben. Der helle Abend schaute herein, nur die Ecken des großen Gemachs waren in Dämmerung gehüllt, sonst herrschte ein angenehmes Zwielicht.

Der Bediente erschien nach diskretem Anklopfen und fragte, ob er dem gnädigen Herrn das Abendessen servieren dürfte — Pierre speiste in letzter Zeit häufig auf seinem Zimmer. Er winkte stumm ab und versank dann wieder in das Hinbrüten über Dinge, die, wie er glaubte, sich

nicht mehr ändern ließen, die ihren Gang gehen mußten, ohne daß er auch nur den Versuch machen konnte, hindernd einzugreifen.

Er wußte nicht, wie lange er so dageessen hatte, als ein leises Seidenrauschen ihn anschauen ließ.

Signe stand vor ihm.

„So allein und im Dunkeln.“

Er zuckte zusammen. Diese Worte trafen ihn wie ein Schlag.

„Ja,“ erwiderte er bitter, „allein und im Dunkeln, das ist nun so mein Schicksal.“

Signe ließ sich neben ihm in einem Sessel nieder, ergriff seine Hand und streichelte sie.

„So darfst du weder reden noch denken, Pierre.“

„Mitleid hat sie mit mir, Mitleid wie mit einem Bettler, der am Wege sitzt und auf Almosen harret,“ schrie es in ihm auf. „Ich will aber kein Mitleid, dein Herz will ich, Signe, deine reiche ganze Liebe, die nach meinem Tode meinem Bruder gehören wird, meinem Bruder, dessen Kind die Brücke zu deinem zu seinem Herzen geworden ist. Du weißt es ja wohl selber nicht, Signe, du liebst ihn, den starken, tatkräftigen, gesunden, frohen Menschen.“

Pierre preßte seine Lippen fest aufeinander, um es nicht laut hinauszuschreien, was in ihm stürmte.

Signe erhob sich, schritt über den dicken Teppich lautlos zum Fenster und zog die schweren grünen Vorhänge zu. Dann drehte sie das elektrische Licht auf und stand nun in der blendenden Helle vor ihrem Gatten in ihrem weißen Seidenkleid mit den kostbaren Spitzen, die wie eine zarte Wolke über den schimmernden Stoff herabrieselten. Um ihren schlanken Hals lag das Perlenkollier, das dazumal Frau Adda Hellberg einen Ohnmachtsanfall verursacht hatte.

Signe hatte diesen Schmuck niemals getragen — sie liebte ja weder Perlen noch Diamanten, sondern nur schlichtes mattes Gold.

Pierre starrte auf den Schmuck, sein bleiches, auch jetzt, wo es so elend aussah, immer noch hübsches Gesicht wurde von einer jähen Blutwelle überflutet.

„Signe,“ sagte er mit einem plötzlichen Entschluß, „eigentlich solltest du es erst nach meinem Tode erfahren, aber heute will ich es dir sagen.“

Sie wich erblaßt einen Schritt zurück.

„Nicht doch, Pierre, nichts, was dich angreift. Der Doktor wünscht doch absolute Ruhe für deine Nerven. Nicht doch, ich — ich —“

„Laß mich,“ unterbrach er sie. „Ich muß, Signe, es ist mir wie eine Befreiung, ich fühl's. Ich habe dir ja alles schriftlich gesagt, der Brief an dich liegt bei den anderen Dokumenten im kleinen Koffer.“

Nochmals machte sie den Versuch, ihn am Reden zu verhindern, aber er ergriff sie beinahe hart bei den Handgelenken und drückte sie in den Sessel neben sich.

„Du sollst, du wirst mich jetzt anhören. Ich will's! Ich habe sonst keine Ruhe. Vor Jahren unternahm mein verstorbener Onkel Albrecht Hellberg in Begleitung seiner Frau eine Reise nach Petersburg. Ich stand damals gerade im Begriff, mich mit dir zu verloben, Signe. Kaum waren meine Verwandten in Petersburg angelangt, als eine Depesche ihnen die Erkrankung Doralisens an einer Blinddarmentzündung meldete. Sie reisten in überstürzter Hast nach Hause. Vorher aber übergab Tante Adda meinem Bruder ihren kostbaren Schmuck, ein Familienstück von gräflich Lehnscher Seite mit der Bitte, ihn zu einem Juwelier zu bringen, dessen Adresse sie Luß nannte. Es sollte eine Reparatur an dem Halsband, in dem sich eine der Edelsteine gelockert hatte, vorgenommen werden. Tante Adda wollte diese Arbeit nur einem erstklassigen Juwelier anvertrauen. Nach einer Nacht, in der ich eine Summe, die ich nicht besaß, verspielt hatte, und die ich mir auch in der kurzen Zeit, nach der sie beglichen werden mußte, von niemand borgen konnte, kam ich in verzweifelter Stimmung zu meinem Bruder, der damals auch in Petersburg weilte. Er sollte dort in der Nähe eine Pachtung übernehmen, Onkel Albrecht sollte die Sache vermitteln und meinem Bruder auch die nötige Barsumme vorstrecken. Ich traf Luß in seinem Hotelzimmer, im Begriff, den Schmuck zum Juwelier zu bringen. Blißschnell kam mir ein rettender Gedanken — ich erbot mich, ihm die Besorgung abzunehmen. „Ich muß so wie so in den betreffenden Juwelierladen, um mir Verlobungsringe anzusehen,“ sagte ich. So sicher war ich deines Jawortes, Signe, das ich damals noch nicht hatte.“

Pierre schwieg und blickte seine Frau an. Da sie keine

Silbe erwiderte, seufzte er und drehte dann mit schnellem Griff das elektrische Licht aus.

„Es fällt mir leichter, im Dunkeln zu beichten,“ sagte er. „Ich nahm den Schmuck, aber nicht, um ihn dem mir von Luz bezeichneten Juwelier zu bringen, sondern einem andern, der Gelegenheitskäufe vermittelte und einen großen Kundenkreis besaß. Der Mann schien mir sicher genug, um ihm das Perlenhalsband als Pfand für kurze Zeit zu überlassen. Es mußte mir doch gelingen, die Summe, die ich zur Tilgung meiner Ehrenschuld brauchte, irgendwo zu erhalten. Deinen Verwandten durfte ich mich auf keinen Fall anvertrauen. Arsanoffs wäre es allerdings eine Kleinigkeit gewesen, mir mit ein paar Tausend Rubeln auszuhelfen. Aber sobald sie erfahren haben würden, daß ich spielte, hätten sie mir dich niemals zur Frau gegeben, ich kannte ihre Grundsätze in dieser Beziehung und wollte dich besitzen um jeden Preis, nicht weil ich dich liebte, sondern weil mich dein Reichtum verlockt hatte. Solch ein schlechter, grundsätzlicher Mensch war ich damals, und wenn es eine Entschuldigung für meine Handlungsweise gibt, so ist sie in der oberflächlichen Erziehung, die ich gehabt, zu suchen. Meine Kameraden im Lyzeum waren fast durchweg Söhne reicher Eltern. Ich meinte, ich dürfe es nicht schlechter haben als sie, der Hang zum Luxus in mir wuchs. Wie du ja weißt, hatten wir Hellbergs kein Vermögen. Wir waren, mein Bruder und ich, vorzugsweise auf die Großmut unseres Onkels Albrecht angewiesen. Ich litt darunter und wollte mich von dieser Abhängigkeit befreien, daher strebte ich danach, reich zu heiraten. Als ich endlich nach vieler Mühe das Geld erhielt und zum Juwelier eilte, um den Schmuck einzulösen, kam ich um ein paar Stunden zu spät. Der Schmuck war verkauft worden, ich hatte den Termin nicht pünktlich einhalten können. Es half nichts, daß wir dem Juwelier mit einer Klage drohten, mein Bruder und ich. Ich hatte Luz alles eingestanden, und er, ohne mir einen Vorwurf zu machen, nahm alles auf seine Kappe. Er wußte ja, was für mich auf dem Spiele stand. Inzwischen hatte Tante Abda wegen des Schmuckes an ihren Juwelier geschrieben und von dort die Antwort erhalten, daß das Halsband überhaupt nicht abgeliefert worden sei. Nun kam alles an den Tag. Und nun, Signe, nun ließ ich

es ruhig geschehen, daß Luß auch den Udenholmer Verwandten gegenüber der Schuldige blieb, der Dieb, der sich an fremdem Eigentum vergriffen hatte. So sagte Onkel Albrecht und strich meinen Bruder aus der Liste seiner Blutsverwandten. Luß, in seiner unbekümmerten Art, in seinem fröhlichen Jugendleichtsinn, im festen Glauben, der Onkel würde ihm vergeben und der Schmutz würde sich noch irgendwie wiederfinden, sprang für mich in die Bresche, ich hatte ihm ja gesagt, daß ich dich mehr als mein Leben lieb hätte, daß alles für mich verloren sein würde, wenn deine Verwandten mir deine Hand verweigern sollten. Die Geschichte mit dem Halsband durfte nicht bekannt werden. Der Meinung war auch Onkel Albrecht, dem die Familienehre stets über alles galt, aber er verstieß Luß unwiderruflich, und mein Bruder konnte es mir doch nicht verzeihen, lange nicht, daß ich dem Onkel die Wahrheit vorenthielt. So schieden wir einander entfremdet, ich hatte Luß das Versprechen geben müssen, von nun an keine Karte mehr anzurühren. Das habe ich auch gehalten. Kannst du nun verstehen, Signe, daß ich nicht in den Süden reisen will, um meine Gesundheit wiederzuerlangen, daß mir an meinem ganzen Leben überhaupt nichts mehr liegt.“

Eine kleine Pause entstand, während der Pierre das rasende Pochen seines Herzens zu hören meinte. Dann erklang im Dunkeln die weiche tiefe Stimme seiner Frau:

„Und wenn ich dir antworte, Pierre, daß ich all dies, was du mir soeben gebeichtet hast, schon weiß, seit Monaten weiß, und daß ich dich lieb gewonnen habe trotz alledem, weil ich es täglich sehe, wie sehr du unter der Vergangenheit leidest, wie tief du bereust. Und es ist ja doch alles vergeben, vergessen, es muß doch auch endlich verschmerzt und begraben werden.“

Pierre war es, als beginne sich das ganze Zimmer im Dunkeln um ihn zu drehen.

„Das sagst du, Signe, du —“

„Ja,“ klang es fest und freudig. „Was einstmals geschehen ist, bevor ich deine Frau geworden bin, das geht mich jetzt nichts mehr an. Luß, das weißt du doch selbst, hat dir längst verziehen. Und daß du mich, ohne mich zu lieben, nur um meines Geldes willen geheiratet hast, das ist in meinen Augen kein solches Verbrechen, wie du zu

meinen Scheinst. In unseren Kreisen kommt dergleichen ja öfter vor — und, Pierre, auch ich liebte dich nicht, als ich deine Frau wurde. Wir sind also in dieser Beziehung quitt. Die Tante Arsanoff überredete mich, deinen Antrag anzunehmen, ich war ein Kind damals, ich dachte nicht viel über die ernstesten Dinge im Leben nach. Du gefielst mir auch Pierre — dein Äußeres bestrickte mich. So ging ich die Ehe mit dir ein, und erst jetzt weiß ich, daß ich dich von Herzen über alles in der Welt lieb habe, denn —“

Sie konnte nicht weiter reden, ihr Mann hielt sie umschlungen, wortlos, in einer so tiefen seelischen Erschütterung, daß ihm die Tränen in den Augen standen.

„Sieh her, Pierre,“ sagte Signe, als er sie endlich wieder aus seinen Armen ließ. Sie drehte das elektrische Licht auf. Es war wie ein Wechselspiel zwischen Licht und Schatten während dieser Aussprache der Gatten, die beide endlich in den Hafen des Glückes führten.

„Sieh her, ich habe den Familienschmuck der Lehns heute mit einer bestimmten Absicht angelegt. Ich wußte, daß sein Anblick in dir die Schatten der Vergangenheit stärker — denn je heraufbeschwören würde. Mit diesen Schatten wollte ich es aufnehmen, wollte dir sagen, daß ich dich liebe, eigentlich schon seit jenem Augenblick, in dem ich deine Abschiedsworte an mich las. In ihnen lag so viel Verzweiflung über das Geschehene, und ich sagte mir, daß ich nun den Toten — ich wußte ja damals noch nicht, daß du noch am Leben war — liebe.“

Pierre ließ sie wiederum nicht ausreden, er umfaßte sie aufs neue und schloß ihr den Mund mit einem Kuß.

„Morgen packen wir, Signe, und gehen in den Süden, nach vierjähriger Ehe jetzt erst auf unsere Hochzeitsreise.“

---

## Zehntes Kapitel

---

Nach Jahr und Tag wurde in Terwaſt der Sohn und Erbe getauft.

Nun war es Pierre, der ſich in ſeiner jungen Vaterwürde wie närrisch mit dem Kinde gebärdete, und ſeine Frau behauptete lachend, ſo arg hätte ſie es mit dem kleinen Albrecht niemals getrieben.

„Ich werde alle Mühe haben, Pierre, um zu verhindern, daß du unſern Sohn nicht zu ſehr verwöhneſt.“

Ein längerer Aufenthalt im Süden hatte Pierre Hellberg ſeine Geſundheit vollkommen wiedergegeben. Voller Tatkraft widmete er ſich nun der Bewirtſchaftung ſeines Grundbeſitzes und erblickte im Landleben nicht ausschließlich die Annehmlichkeit zu jagen und zu reiten, wie es früher der Fall bei ihm geweſen war. Er nahm es nun mit ſeinen Pflichten als Großgrundbeſitzer ernſt und hatte zu Signes Freude ſogar die Abſicht, das runde Jahr hindurch in Terwaſt zu bleiben.

Zu Weihnachten war der Fürſt von San Dorento wieder einmal zur Jagd in Terwaſt geweſen. Auch die Udenholmſchen, Luß und der kleine Albrecht, hatten dort geweilt, und an einem dieſer Tage hatte ſich der junge Fürſt von Doralife Hellberg einen Korb geholt. Enttäuſcht und betrübt geſtand er es Pierre.

„Sie ſagte, ſie hätte jemand lieb gehabt, den ſie nicht vergeſſen könne, die Vergangenheit wäre noch zu friſch in ihr.“

„Man kommt über alles im Leben hinweg,“ tröſtete Pierre ſeinen Freund, aber er fühlte es doch, wenn ihm nicht die Liebe ſeiner Frau als ein Gnadengeſchenk des Schickſals beſchieden worden wäre, niemals wäre er über das, was hinter ihm lag, über ſeine Schuld hinweggekommen. — — —

Baron Gölſer war glücklicher Schwiegervater von Ditto Arfnal, und ſeit er dieſes von Frau und Tochter ſo heiß

erstrebte Ziel erreicht hatte, war er für seine Person wunschlos geworden. Seine letzte Lebensenergie hatte er an dem Tage, als Pächterwall, sein altes, geliebtes, verschuldetes Pächterwall unter den Hammer gekommen war, zu Grabe getragen.

Luz Hellberg hat das Gut für seinen Sohn gekauft, und das bedeutet einigen Trost für Baron Göller.

„Nun weiß ich die Klitsche doch in guten Händen, denn was Luz Hellberg hat, das bringt er auch hoch.“

Der große Saal in Terwast, in dem Pierres Erstgeborener getauft wurde, war wundervoll mit Blumen geschmückt.

Hete hatte den Täufling hereingetragen, Onkel Leopold als der Älteste der Hellbergs ihn über die Taufe gehalten. Er hat seinem Patenkindchen eine wunderschöne Wagendecke gestickt, weiß mit blau, wie es sich für einen Jungen gehört. Aber er sticht nicht mehr so viel, denn seine Augen sind nicht mehr ganz auf der Höhe und man hört ihn oft vor sich hinmurmeln: „Ja, man wird alt — alt.“

Tante Leonie ist ebenfalls anwesend. Sie hat sich längst mit Hete und Doralise ausgesöhnt und ist sogar schon Gast in Udenholm gewesen.

Nach dem Taufdiner spazierte man gruppenweise im Park. Hete führte den kleinen Albrecht an der Hand. Sie will ihm am Ende des Parkes, wo ein Futterplatz ist, ein zahmes Reh zeigen.

Plötzlich — nicht durch Zufall — gesellt sich Luz zu seinem Sohn und seiner Kusine.

„Ja, mein Kleiner,“ sagt er scherzend, „du bist nun von „Mama Signe“ entthront. Pierre der Zweite, der als jüngster Hellberg unter Onkel Leos pompöser Wagendecke süß träumt, hat dir den Rang abgelassen, mein Jungchen. Es ist nun wirklich an der Zeit, daß ich mich nach einer richtigen Mama für dich umsehe, deine zahlreichen Pflegemütter verziehen dich mir am Ende noch ganz unverantwortlich.“

„Bitte, ich bin sehr streng mit Albrecht,“ rief Hete eifrig. „Seinetwegen brauchst du ihm noch lange keine Mama zu

geben, aber tu's in Gottes Namen um deiner selbst willen," fügte sie hinzu, erschrickt dann über ihre eigenen Worte und bückt sich, um ein Büschel Grashalme auszuraufen und so ihre Verwirrung zu verbergen.

"Ich will's eigentlich deinetwegen tun, Hete," erwiderte Luß gelassen. "Sieh mal, Albrecht, dort kommt schon das Reh, lauf voraus!" Als das Kind außer Hörweite war, fuhr er fort, wobei er sich Mühe gab, Hete anzublicken, was aber schwierig war, da sie ihm halb den Rücken zugekehrte und irgendetwas in einer Baumkrone zu suchen schien, so unverwandt schaute sie empor.

"Also deinetwegen, Hete. Du hast doch meinen Sohn sehr lieb, nicht wahr? Nun, und wenn ich nächstens heirate, so nehme ich natürlich Albrecht ganz zu mir. Wie wäre es damit, wenn ich dir Albrecht trotz alledem noch ließe? Du müßtest dich natürlich verpflichten, mich mit in den Kauf zu nehmen."

Als sie schwieg und an den Gräsern in ihrer Hand herumzupfte, sagte er leise und bittend: "Hete, willst du meine Frau werden, ich denke, wir beide verstehen einander doch ausgezeichnet."

"Ach wo, Luß, wir zanken uns doch so oft," entfuhr es ihr.

"Das ist Hellbergische Art, gelegentlich störrisch zu sein, deine und meine Art jedenfalls. Also Hete, du sagst nicht nein? Und du nimmst mich doch auch nicht nur Albrechts wegen, das weiß ich, sonst hätte ich nicht den Mut gehabt, um dich zu werben."

Er bückte sich, um ihr in die noch immer beharrlich gesenkten Augen zu sehen, sie aber lachte ihn an: "Aber natürlich nur Albrechts wegen. Bilde dir auf deine Person nur ja nichts ein, Luß." Aber sie schwankte zwischen Lachen und Weinen, und der Ausdruck, mit dem sie Luß anschaute, strafte ihre Worte Lügen. — —

"Gott sei Dank," sagte Tante Leonie, als die Verlobten sich gratulieren ließen und Pierre zum zweiten Male an diesem Festtage Sekt bringen ließ. "Gott sei Dank, nun kommt die Hete doch endlich in stramme Zucht. Nötig ist es schon lange. Wenn ich bloß daran denke, Luß, wie sie damals in Nacht und Nebel in Trinas Pelz und Umschlag-tuch mit dir davonfuhr."

„Damals habe ich mich aber gerade in sie verliebt,“ erwiderte Luz.

„Stramme Zucht, Tante Leonie, da irrst du dich aber gewaltig,“ rief Hete übermütig.

„Gehorchen wird sie mir nicht, wenn ich ihr etwas befehlen wollte, das glaube ich nicht, aber mir alles zu Liebe tun, wenn ich sie ernstlich darum bitte, das wird sie,“ sprach Luz und blickte seine Braut zärtlich an. „Nicht wahr, Hete, wird's so sein?“

Sie nickte ihm glücklich zu.

„Es ist nun auch gut, daß Günther endlich weiß, woran er ist,“ nahm Onkel Leopold das Wort. „Er wartet ja nur darauf, daß eine von Euch sich endlich mal verlobt, damit er aus Udenholm fort kann. Nun kann er sich doch sein geliebtes Lindenheide kaufen. Oder gibst du es ihm nicht, Luz?“

„Doch. Er hat mein Wort.“

Doralise trat zu Onkel Leopold heran und strich liebevoll über den Frackärmel des alten Herrn.

„Onkel Leo, wo bleiben wir beide nun?“

„Herzchen, mich wird Udenholm nicht los. Ich ziehe in die Mansarden und hause dort, bis mein Herrgott mich abrufft. Hinauswerfen bei meinen Lebzeiten lasse ich mich von niemand, ich habe nun einmal heilige Heimatsrechte in Udenholm.“

Hete umhalsste den Alten: „Ohne dich könnte ich mir unser liebes Udenholm gar nicht vorstellen, Onkel Leo. Und du, Doralise, bleibst natürlich auch bei uns.“

Aber Doralise schüttelte den Kopf.

„Darüber reden wir noch, Hete.“

Luz hatte nicht die Absicht, lange mit seiner Hochzeit zu warten. Es wickelte sich auch alles sehr schnell ab; Günther trat mitten im Jahre, im Spätsommer, Lindenheide an.

Sein letzter Abend in Udenholm, der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit, war herangekommen. . . . Altweibersommer flog in der Luft. Das laute Surren der Lokomobile klang weit über das Land. Die Sonne stand tief unten am Horizont, als Günther Herstorff seinen letzten Umritt in Udenholm machte.

Er läßt seinen Gaul schritt gehen, als er sich dem

Kreuzweg näherte, wo vor Jahren Doralise Hellberg ihn erwartet hatte, um ihn nach Luz zu fragen.

Wie weit das alles nun hinter ihm liegt!

Plötzlich hebt er sich in den Bügeln und schaut schärfer aus und dann setzt er sein Pferd in Galopp, und nimmt einen breiten Graben, um über das Stoppelfeld dahinzujagen, Doralise entgegen. Er weiß es, von wo sie eben kommt, vom Kirchhofe. Oft, oft haben seine Blicke sie verfolgt, wenn sie ihren Weg dorthin genommen hat . . .

Er weiß es auch, von wem die Feldblumen sind, die den ganzen Sommer hindurch Harry Hegemeisters Grab zieren. Harry hat die Blumen des Feldes mehr geliebt als die im Garten sorgsam gezogenen und gepflegten . . .

Dicht vor Doralise pariert Günther seinen Gaul und ist mit einem Satz aus dem Sattel.

Auf der Grasnarbe, zur Seite der breiten Landstraße gehen sie nebeneinander dem Herrenhofe zu. Auch Doralise hat die Absicht, Udenholm bald zu verlassen. Sie will nach Hetes Hochzeit ins Ausland. Frau Pastor Hegemeister hat dem Drängen ihrer Verwandten nachgegeben und sich entschlossen, zu einer verheirateten, kinderreichen Nichte zu ziehen, die einer Hilfe in ihrem Haushalt bedarf.

Doralise weiß noch nicht recht, was sie draußen beginnen soll . . .

Sie hat ja nichts gelernt, was sie zu einem praktischen Beruf befähigt, allenfalls könnte sie Diakonissin werden.

„Hast du bereits einen bestimmten Plan für deine nächste Zukunft, Doralise?“ fragte Günther, als sie in der sinkenden Spätsommersonne dahinschritten.

Der Gaul trottete gehorsam hinter ihnen her.

Sie schüttelte mit dem Kopf. „Ich fühle nur, daß ich Udenholm leicht entbehrlich bin,“ sagte sie gepreßt.

Da faßte er sich ein Herz.

„Und wenn ich dich nun bitte, mit mir zu kommen, mir dein Schicksal anzuvertrauen . . . Solange du als Erbin von Udenholm neben deiner Schwester in Betracht kamst, Doralise, hätte ich es niemals gewagt, diese Frage an dich zu richten. Aber nun, wo du eben kein richtiges Heim hast und ich mir eins gründen darf, wo das einstige liebe Heim meiner Eltern wieder aufleben wird, nun bitte ich dich, werde meine Frau. Ich habe dich schon sehr, sehr lange

lieb und zuweilen war es mir, als könntest du mir auch ein wenig gut sein. Ist's so oder habe ich mich getäuscht, Doralise?"

"Doch, Günther, ich habe dich gern, sehr sogar, wenn auch in einer andern Art, als ich einen anderen geliebt habe."

"Ich weiß alles, Doralise, du brauchst mir nichts zu beichten. Ich weiß, wie sehr du um Harry Hegemeister gelitten hast. Mein halbes Leben hätte ich darum gegeben, um dir helfen zu können. Aber nun gehört mein ganzes Leben dir, wenn du ja sagst, Doralise."

Sie reichte ihm ihre Hand. "Ich will dir eine gute Frau sein, Günther."

Er zog sie sanft an sich und küßte sie mitten auf freiem Felde im Schein der sinkenden Spätsommersonne. Er fühlte, daß seine Liebe stark genug war, um die letzte schmerzliche Trauer um Harry Hegemeister in Doralise Hellbergs Seele auszulöschen. Wie an einen lieben Freund würde sie an den Toten denken, dem ihre erste Mädchenliebe gehört hatte.

Und Doralise, als sie Arm in Arm mit Günther einher-schritt, hatte das Gefühl eines köstlichen Geborgenseins.

Als sie sich dem Herrenhause näherten, stand just wie damals vor Jahren hete auf der Freitreppe und als sie bemerkte, daß ihre Schwester und Günther Arm in Arm gingen, rief sie freudig: "Nun feiern wir an einem Tage Hochzeit, Doralise."

Der neunte Band der „Eulen-Bücher“ hat den Titel

## „Der Prophet“

Zeitroman von Felix Neumann

und kann in jeder Buchhandlung bestellt werden.

# Die Gulen-Bücher

---

sind Werke ausgewählt schöner Literatur, die, frei von konfessionellem oder politischem Stoff, in jeder Familie gelesen werden können. Bisher sind erschienen und in jeder besseren Buchhandlung zu erhalten:

Bd. 1: **„Die schöne Glöcknerin“**,  
burlesk-humoristischer Liebesroman von Alfred Bohnagen.

Bd. 2: **„Ediths zweite Heirat“**,  
ein Eheroman von H. Leichert.

Bd. 3: **„Hans Joachim“**,  
Roman aus der baltischen Gesellschaft von Hedda von Schmid.

Bd. 4: **„Am feinetwillen“**,  
Roman aus dem kaufmännischen Leben von Fritz Ganzer.

Bd. 5: **„Ich hab dich wieder“**,  
Liebesroman aus Künstlerkreisen von Reinhold Gehlhar.

Bd. 6: **„Am ihr Leben betrogen“**,  
Hochstapler-Roman von Alfred Saffen.

Bd. 7: **„Der Umweg zum Glück“**,  
feiner Originalroman von Marianne Newis.

Bd. 8: **„Die Hellbergs“**,  
Familienroman von Hedda von Schmid, der Verfasserin von  
„Hans Joachim“.

Weitere schöne Romane aus der Feder hervorragender-literarisch berühmter Autoren sind in Vorbereitung und erscheinen in ganz kurzer Folge hintereinander. Jede bessere Buchhandlung nimmt Bestellungen darauf an.